

Dritte Tranche der „Logbuchseiten vom Spurlosen Pfad“

## Inhaltsverzeichnis

Freie Treibgut-Stiftung .....	3
Einleitung .....	4
Das zerbrochene Licht .....	6
Segeln = Sitzen .....	8
Arhat-Segler / Einhand-Meditation .....	10
Die Meditationshalle .....	12
Nationalflagge und Nationhymne .....	16
Fukes Sarg .....	18
Guru-freie Meditation .....	24
Spider-Boatsman .....	26
Hafenspaziergang in Holland .....	29
Beachcomber Hamberle .....	32
Das Toilettenrohr und das Schwemmholz .....	37
Der Segelverein 70 plus minus Bordfrau .....	39
Kynismus an Bord .....	40
Ein Werftaufenthalt ist oft ein halber Schiffbruch .....	42
Der Bullenstander .....	45
Das Bibelfach der Seekiste .....	47
Die Zahnbürsten-Katastrophe .....	49
Die Südwest-Runde 2014 .....	51
Gedanken nach einer West-Europa-Umrundung .....	52
Isch bien oin Zigiener! .....	54
Was einen Zigeuner in die Ferne treibt .....	55

Impressum: Gesetzt von Rudi Quasi mittels  $\text{\TeX}$ / $\text{\ConTeXt}$  auf ARCH Linux-Rechner. Von Jo Treibholz im Winter 2014/2015 in den Rhein geworfen. Weitere Logbuch-Seiten auf <http://www.der-spurlose-pfad.de>

Zufällig sah ich letzthin im Internet, dass jemand dort (ohne zu fragen) meine alten, handgeschriebenen Spurlose-Pfad-Hefte eingestellt hatte unter der dicken Überschrift: KOSTENLOS!

Liebe Freunde auf dem spurlosen Pfad: Meine Zeichnungen und Texte sind keineswegs kostenlos. Ich erwarte von den Nutzern und Betrachtern durchaus ein angemessenes Honorar. Falls die Nutzer nicht aus eigenem Antrieb das Bedürfnis haben, jemand, der ihnen eine Freude machte oder Anregung gab, zu belohnen, dann muss ich halt nochmal ganz deutlich machen: Bitte folgt den Regeln der Treibholzstiftung (vielleicht besser Freie Treibgut-Stiftung, Free Flotsam Foundation) und spendet ein angemessenes Honorar, nicht mir, sondern einem guten Zweck. Da gibt es bestimmt viele Möglichkeiten direkt vor eurer Haustür ...

Aber natürlich freut sich dieser alte Mann, der dies schrieb und zeichnete, auch, wenn wie letztes Jahr in Les Saintes Maries de la Mer in der Frühe jemand ans Boot klopft und eine Tüte mit duftenden Baguettes und Croissants rüberreicht mit der Bemerkung: Für die Treibholzstiftung.

Eigentlich ist es doch gänzlich überflüssig und unnötig, solche Regeln aufzustellen, die Nutzer meiner Texte und Bilder darauf hinzuweisen, dass ein anständiger Mensch Gutes mit Gutem vergelten möge. Andererseits ist es nur halt leider so, dass es heute immer mehr Menschen gibt, die diesen altmodischen Drang, Dankbarkeit zu zeigen, nichtmehr kennen. Im Internet hat sich in vieler Beziehung ein betrüblicher Geist von Egoismus und Häme breit gemacht. Was ganz dringend not täte, ist ein Buddha des Internet. Bis er auftritt, mag diese Web-Seite ein kleiner Vorgeschmack, ein erster Versuch, ein bescheidener Hinweis auf einen etwas kultivierteren Umgang miteinander, auf Altruismus und Respekt sein.

Zwar stimmt es ja leider, dass ich seit Jahrzehnten völlig erfolglos für meine Idee, dass Künstler den Dauerbesitz ihrer Werke verbieten sollten, werbe. Heute gibt es keinen Künstler, der nicht von einer höheren Position auf den Kunst-Ranglisten der grossen Banken träumt. Meine Treibholzstiftung (besser FFF) löste bei Kollegen regelrechte Aggressionen aus.

Doch halt, ein Lichtblick! Ein hiesiger Bildhauer (Ludwig Köhler) hat eines seiner Objekte „freigegeben“ und auf Wanderschaft geschickt. Auch eine weitere Künstlerin hier hat ihre Abscheu vor den Betonburgen für Kunst, die Freeports, deutlich gemacht und will ein Werk nun versuchsweise freigeben.

Trotzdem sollen hier nochmal die CC-Lizenzen BY, NC und ND gelten (Namensnennung, nicht kommerziell und Werktreue). Zusätzlich mein Vorschlag VD (voluntary donation for charity). Und zuletzt wieder, wie im Vorgängerheft, Georg Dibberns Stern als Lizenz zum Selbermachen: Ein jeder folge mutig seinem je eigenen Stern!

## Freie Treibgut-Stiftung

Das Urheberrecht ist ein hohes Gut und seine Beachtung für jeden anständigen Menschen eine heilige Pflicht.

Der Inhalt dieses Heftchens ist urheberrechtlich nicht geschützt, sondern frei wie ein Stück Treibholz auf dem Ozean, unter 3 einschränkenden Bedingungen:

### 1. Werktreue

Texte oder Bilder dürfen nicht auf entstellende Weise aus dem Zusammenhang gerissen und nicht verändert werden.

### 2. Quellenangabe

Texte und Bilder dürfen nicht unter fremden Namen erscheinen, sondern nur mit der Quellenangabe „Freie Treibgut-Stiftung“ 🏴

### 3. Spende

Ein angemessenes Honorar soll gleichzeitig für einen guten Zweck gespendet werden.

Inspiziert von Georg Dibbern, dem einzigen Segler Nazi-Deutschlands, der sich weigerte, die Hakenkreuzflagge auf seinem Boot zu hissen, und der sich stattdessen eine eigene Flagge und einen eigenen Weltbürgerpass machte, „ohne einen anderen Schutz als den guten Willen der Menschen“, erkläre ich Texte und Bilder dieses Heftchens, ebenfalls ohne einen anderen Schutz als den guten Willen der Menschen, unter obigen 3 einschränkenden Bedingungen zu Treibgut und lade andere ein, sich anzuschließen.

### 4. Die Originale

Für die Originale – wie für alle meine Zeichnungen, Bilder und Heftchen, auch dieses! – soll sinngemäß das Gleiche gelten. Sie dürfen nach meinem Tod weder gehandelt noch besessen werden. Nach maximal 7 Jahren sollen sie unversehrt weitergereicht werden. Honorar für den Künstler ist eine Spende für einen guten Zweck. So gehören sie allen und dienen allen. (Wie ich höre, zirkuliert im Internet eine ähnliche, wahrscheinlich praktikablere Idee: CC = Creative Commons.)

Übrigens ist die leere Stelle auf dem Titelblatt (wie bei den Vorgängerheftchen) zum Eintragen des Namens des jeweiligen zeitweiligen Besitzers bzw. einer Widmung gedacht.





## Einleitung

Diese hier folgende zufällige und über die Jahre zusammengewürfelte Ansammlung von Zeichnungen, Bildern und Texten lief unter dem Arbeitstitel Land-Log (der meinetwegen beibehalten werden kann, auch wenn er nicht mehr so ganz trifft). Während die 2 Vorgängerhefte hauptsächlich Zeichnungen und Berichte von Seereisen aus Logbüchern enthalten (und zudem im Geheimen den Code), sollte das Landlog in gewisser Weise ein Abschied vom Meer werden, wobei der weite Geist des Meeres aber mittels Meditation auch an Land gelebt und realisiert werden könnte. Ein alter Mann, gut in den Siebzigern, muss endlich akzeptieren, dass anstrengende Segelreisen wie früher, nun nichtmehr gehen. In Büchern, Filmen und im Internet mag mancher einen Ersatz für eigene Reisen finden. Ein wirklich befriedigender und altersentsprechender (in gewisser Weise zum Horizont des Lebens hinführender) Ersatz für tatsächliche Seereisen könnte sich sogar als Weiterung und Fortschritt erweisen: Eine geistige Reise zur Grossen Meeresstille, von der der Buddha im Lankavatara-Sutra sprach und in die er sich bisweilen (wenn Unrast, Lärm und verwirrende Vielfalt des Landlebens über ihm zusammenzuschlagen drohten) zurückzog. Dazu hatte er sich mittels einer gewissen Handhaltung eine Art Pawlowschen Reflex angeeignet. Er musste nur die Hände so zusammenlegen, schon befand er sich geistig „auf See“, in der „grossen Meeresstille“, weit weg vom Getümmel der 3 Leidensursachen.

Die verschiedenen Mudras (Handhaltungen) sind inzwischen kanonisiert und mit frommen Gefühlen überfrachtet. Gerade wie die Begriffe Nirwana, mukti oder satori und der Verzicht auf die Erleuchtung durch einen Bodhisattva. Zu viel Firnis, Russ von Weihrauch und Missbrauch hat sich wie in allen Religionen in immer dickeren Lagen auf die Ursprünge gelegt. Diese Hüllen zu entfernen, um die einst „reinen“ Ursprünge wiederzuentdecken, hilft aber auch nicht weiter. Das mögen Historiker tun. Hier und heute muss der gleiche Weg auf zeitgemässe Weise selbst gesucht, gefunden und begangen werden.

Dazu ein Beispiel:

Die mystische Schau der „grossen Meeresstille“, wenn die völlig glatte Oberfläche des Weltmeeres den endlosen Sternenhimmel millionenfach widerspiegelt, ist ein Sinnbild für das, was dem Buddha nach langen Jahren der Askese und Meditation endlich eines

Morgens unter dem seitdem verehrten Feigenbaum als „Erleuchtung“ aufging. Später hat er und seine Nachfolger in immer komplexeren Sutren diese Schau erläutert und entsprechend den damaligen Denktraditionen, psychologischen Grundannahmen wie den damaligen wissenschaftlichen Vorstellungen (z. B.: der 4 Elemente etc.) erklärt und begründet. Zuletzt laufen alle diese typisch indischen Denkfiguren auf etwas hinaus, das Sunyata, die Leere heisst. Der Fachausdruck lautet „ungeworden“, „ungeboren“. Letztlich löst sich alles, auch der, der das denkt, in Nichts auf. Wer Interesse daran hat, kann im buddhistischen Kanon (ganz ähnlich wie bei Mystikern aller Religionen) die komplizierten Gedankenketten dazu nachlesen.

Die Erleuchtung ist also in gewisser Weise durchaus eine Art Nihilismus. Eine totale Vernichtung und dadurch eine ebenso totale Befreiung, die wie im modernen Existentialismus aber sogleich umschlägt in die Gegenbewegung, was die Buddhisten in W. Gunderts Übersetzung als „das geduldige Ja“ und zwar zu besagter „nichtentstandener“ Dinglichkeit (Dharma) bezeichnen.

Erstens ist dieser ganze kanonisierte Denkprozess furchtbar antiquiert und gespickt mit Fremdwörtern und zweitens ähnelt er ja doch nur einem Gemälde eines sehr aufwändigen Festessens, das den Betrachter aber leider überhaupt nicht sättigt, sondern nur noch hungriger macht.

Hier noch schnell nebenbei eine kleine, nautische Bemerkung zu Buddhas grosser Meeresstille. Buddha war gewiss nie selbst am oder auf dem Meer. Er lebte am Fuss des Himalaya und kannte höchstens das Ufer des Ganges. Für unsereins Segler ist die grosse Meeresstille nicht wünschenswert. Oft läuft in einer Flaute ein alter, sehr unangenehmer Schwell; ganz, ganz selten ist die Oberfläche eines Ozeans so glatt, wie in dem durch das Mudra beschworenem Bild. Und auch und gerade dann wünscht ein Segler nichts mehr als „Katzenpfoten“ auf dem Wasser.

Auf ähnliche Weise sind alle oben angesprochenen Denkbilder nur mehr wirklichkeitsfremde Gemälde von Speisen, die doch nicht satt machen. Und unserem Lebensschiff nicht weiterhelfen. Auch die Buddhisten wissen das und haben gefordert, dass der Adept die Erleuchtung nicht in Gedankenspielen suche, sondern in einer tieferen Dimension verwirkliche, sozusagen im eigenen Seelengrund realisiere und lebe, nicht irgendwie theoretisch, sondern „richtig“ und ganz und gar praktisch.

Früher hätte man Salon-Buddhisten gesagt, zu Leuten, die hervorragend über Erleuchtung, Nirwana, Sunyata und was nicht alles referieren können. Ganz und gar richtig und doch blutleer. Andere leben aus diesem Geist (der Erleuchtung und ihrer Überwindung mit geduldigem Akzeptieren des Samsara) und machen nie Worte darüber. Oder anders gesagt, jedes ihrer Worte ist ungewollt doch darüber ... Wie nur sind sie dazu gekommen?



Da gibt es eine Jahrtausende alte Methode: Meditation. Egal, wo. Aber an manchen Orten geht es leichter: Im Gebirge, in der Wildnis, in der Wüste. Das sind die klassischen Orte, die die Eremiten aufsuchten. Wenn man sucht, gibt es sie heute noch. Neu dazugekommen ist die Wasserwüste, das Meer. Eremiten des Meeres finden die grosse Meeresstille auch mitten im Sturm. Sie blicken zum von Kunstlicht unverdorbenem Sternenhimmel wie Kant: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Das ist letztlich der gleiche Salto mortale wie bei den Buddhisten von der Erleuchtung zum geduldigen Ja ... Nur, dass wir Heutigen mit anderen Augen zum Sternenhimmel blicken; auch anderen als der Königsberger Philosoph. Unendlichkeit von Zeit und Raum und Nichtigkeit dieses bisschen Schimmel auf einem winzigen Wasser-Planeten. So absolut nichtig, dass der Umschlag zu grenzenloser Ehrfurcht vor diesem Leben hier und jetzt erfolgt.

Was der Einhandsegler auf dem Meer erfahren kann, wartet an Land jede Nacht vor bzw. über unserer Haustür. Und bei der Meditation sogar ohne dass wir vor die Haustür treten müssten. Die Augen des Meditierenden sind dabei gesenkt wie Buddhas Augen, nicht fixierend, sondern wie die Augen des Seemanns im Ausguck, dieser Achtsamkeitsmeditation, die zur zweiten Natur wird und dabei alles sieht, ohne extra hinzublicken und ohne daran kleben zu bleiben. Das ist gemeint mit dem Untertitel: Das Auge des Meeres. Es ist das Auge der Meditation.

Zuletzt eine dumme Frage: Und wozu das ganze? Der Aufschwung zu Erleuchtung und zur totalen Freiheit, gefolgt von der Rückkehr zum grauen Alltag ... Aber Halt! Da kommt noch etwas. Da wartet vielleicht noch eine weitere Überraschung hinter dem Horizont des Lebens. Der Himmel? Die Hölle? Eine Wiedergeburt?

„Wandeln unter fremder Gattung“ nennen Buddhisten es, wenn ein Erleuchteter freiwillig darauf und auf die Früchte der Erleuchtung verzichtet, um als niederes Lebewe-

sen so zu existieren, wie wenn ein christlicher Heiliger nicht bei Petrus ans Tor klopft, sondern in der Hölle oder im Fegefeuer um Aufnahme bittet, um den armen Seelen dort beizustehen. Ein wirklicher Heiliger, ein wirklich moralischer Mensch weigert sich, den Himmel zu betreten und seine Süsse zu kosten, solange auch nur ein einziges Lebewesen aussen vor bleiben muss. Also für immer.

Ach, liebe Weggenossen auf dem spurlosen Pfad: Die Süsse des Himmels wartet auch hinter dem Horizont nicht auf uns, so wenig wie davor. Man sollte vielleicht einfach 'mal aufhören, an der Frucht des Lebens rumzukosten, wie an einem alten Wein. Bei Sturm wird beigedreht und wenn 's geht, wird gesegelt und wenn 's nichtmehr geht, dann fällt das Segel für immer in die Lazy Jacks. Aus, Amen und Gassho. (Gassho heisst die dankbare Verneigung mit zusammengelegten Händen der Buddhisten. Wenn Sternemeer und Erdenschwere zuletzt nicht mehr zweierlei sondern einerlei geworden sind.) 🍷

Ewiger Ausguck  
Zum Horizont des Lebens.  
Tatami zählen  
Wie beim o-miai.  
Allumfassendes Leben,  
Unendliche Vielfalt,  
Endlose Weite.

Anm.: Der Meditierende zügelt und senkt seinen Blick auf die Tatamimatte und schaut dabei gleichzeitig in die Ferne wie beim ersten Rendezvous (o-miai).



## Das zerbrochene Licht

Engawa heisst der Flur bzw. Gang in traditionellen japanischen Häusern, der nicht wie bei uns durch's Haus führt (mit Zimmern rechts und links), sondern um's ganze Haus herum, also eine Art Umgang mit Holzboden. Innen die Zimmer sind ausgelegt mit Schilf-bespannten Reisstrohmatte (Tatami) ebenso der Tokonoma, die Bildernische. Die Tatami sind heute ebenso wie die nachts darauf ausgelegten Futon-Matten inzwischen auch bei uns populär. Tags verschwinden diese „Matratzen“ (zweifach gefaltet) in eingebauten Schiebetürschränken und wird ein niedriger Tisch mit Sitzkissen hervorgeholt, sodass sich das Schlafzimmer in ein Wohnzimmer verwandelt. Vom Umgang (Engawa) ist dieser innerste Bereich des Hauses durch Papier-bespannte Schiebetüren abgegrenzt. Nach ganz aussen ist der Umgang durch Schiebetüren mit (mattem) Glas, die nachts zusätzlich mit Holz-Schiebeläden geschützt werden können, abgetrennt. Dieser Umgang mit Holzboden stellt also eine Art Übergangsbereich zwischen intimem Inneren, wo man barfuss oder auf Socken geht und aussen dem Schuhbereich dar. Entsprechend trägt man in diesem Holzdielen-Gang Slipper/Hausschuhe und stehen dort Stühle bzw. Sessel oder wie bei uns zwei Schaukelstühle und ein Tischchen. Innen auf den (leicht erhöhten) Tatami gibt es keine Stühle, überhaupt keinerlei Möbel und auf Tatami steht man auch nicht, es ist ein Sitzboden.

Dieser Umgang um das Haus funktioniert als gegen Kälte und Hitze isolierender Raum, ist aber gleichzeitig selbst ein besonders angenehmer Lebens- und Aufenthaltsraum, keineswegs nur Verbindungsgang zwischen den Zimmern. Es ist dieser Umgang (Engawa), der den ganz besonderen Charme eines traditionellen japanischen Hauses ausmacht, mehr noch als die bei uns bekannten Tatamimatten, Sitzkissen und Futons.

Je nach Wetter und Jahreszeit sitzen alte Japaner mit Vorliebe auf dieser Veranda in bequemen Sesseln bei offenen oder geschlossenen Schiebetüren. In diesen Türen des Umganges – um endlich zum Thema zu kommen – befinden sich kleine Fenster mit Klarglas wie Bilderrahmen, durch die man den Garten und einen Trittstein (oft mit bereitstehenden Holzsandalen=Geta) sehen kann.

In unserem alten Bauernhaus in Deutschland konnte ich keinen Engawa ums ganze Haus bauen, sondern nur ein kleines Stück. Immerhin auch mit Schiebetüren und Blick durch ein kleines Rahmen-Fenster zu einem winzigen Garten mit improvisierter Steinlaterne.

Für dieses Fenster meines Mini-Engawa hat Ursula, eine Dschunkenseglerin und professionelle Glasmalerin mein Wunschbild gebaut: Das zerbrochene Licht.

Ein wunderschönes antikes, geblasenes Stück Glas, das spinnwebartig zersprungen war, mit einer kleinen Butzenscheibe in der Mitte der Sprünge, welche alle kunstvoll mit Blei gefasst und repariert sind, so sieht es jedenfalls aus, ist aber tatsächlich eher ein gestaltetes Bild eines Zufalls oder gar Unglücksfalls, eines Glasbruchs, der durch die Reparatur zu etwas Besonderem und Bedeutungsvollem wurde. So wie japanische oder chinesische Teeschalen, die durch die Reparatur noch wertvoller wurden. (Auf die Idee gebracht hatten mich u.a. zwei sehr alte Fenster unseres Hauses, die tatsächlich noch aus geblasenem Glas bestehen, die beide aber im Laufe der Zeit zersprungen waren. Offenbar war Glas früher so wertvoll, dass man diese Scheiben nicht ausgetauscht, sondern mittels Bleiprofilen repariert hatte.)

Ein Sinnbild für unser aller Leben. Selten kommt jemand ganz ohne Brüche und kleine und grosse Katastrophen davon, aber wenn jemand trotzdem die Scherben der geplatzten Träume aufsammelt und wieder zusammensetzt, dann kann zuletzt etwas entstehen, das weitaus wertvoller ist als alles, was in den Schoss fällt, wertvoller als Geschenktes oder Ererbtes.

Wabi und Sabi nennen Japaner die ganz besondere Schönheit und tiefe Bedeutung von Alter, Abnutzung, Gebrauchsspuren, Rost und Vergänglichkeit. Jeden Tag lehrt mich das dieses Engawa-Glasbild, wenn ich hindurchschaue in meinen Garten. Die übergrossen Hoffnungen mögen gescheitert und ein Leben zuletzt misslungen sein, sodass nur Bruchstücke bleiben, Bruchstücke aber, die sich zu etwas ganz Anderem und Bedeutungsvollem zusammenfügen, sodass das Licht dennoch hindurchscheint und dabei das scheinbare Unglück in eine ganz andere Art von Glück verwandelt: Ein bescheidenes, verborgenes und gewöhnliches Leben der Stille und Achtsamkeit und der Meditation.

Und da die Glasmalerin Ursula ein chinesisches Dschunkenrigg segelt wie wir auch, muss ich noch die buddhistische Erleuchtung und taoistische Sinnstiftung erwähnen. Auf See lehrte uns der Sternenhimmel mit seinen ungezählten Galaxien in unendlichen Räumen die absolute Bedeutungslosigkeit unseres bisschen Lebens: Ein Schrecken und Horror, der sich in die grosse Befreiung verwandeln kann. Das ähnelt dem, wonach Buddhisten und Taoisten streben, braucht aber zum Ausgleich, was das Dschunkenrigg in seiner Funktionsweise demonstriert, das Yin das Yang und das Yang das Yin. Alles mag völlig nichtig, unwesentlich und daher geradezu nichtexistent sein, es ist trotzdem genau so wie Buddha bei der Erleuchtung ausrief: Wunderbar!

Erst am Lebensende begreift man es, aber schon vorher begreift man vielleicht, dass das Habenwollen der Erleuchtung so ähnlich ist, wie mit einem Hammer ein Glasfenster öffnen zu wollen.

Ein Engawa, ein Vorraum ist in einem Boot das Deckshaus, eine Art festes Spray hood, der Übergang zwischen innerer, gewöhnlich unten befindlicher Kabine und dem aussen liegenden, offenen Cockpit. Ursulas Boot Prüveda ist damit ausgerüstet und auch auf unserer Golden Wind wird nun (2012) als Tribut ans Alter so ein festes „Häubchen“ gebaut, allerdings entsprechend der Bootsgrösse in Miniaturformat. Ob es auch ein

Glasbild erhalten wird, weiss ich nicht und ich zweifle, ob das noch gelingt. Vielleicht wird Prüveda einmal eines erhalten. Das Fenster eines Deckshauses ist nämlich, mehr als das Engawa-Fenster zum Garten, ständig vor Augen des Wachgängers bei der Achtsamkeitsübung, die Ausguck heisst. Ausguck durch das zerbrochene Licht. Wunderbar, drei mal wunderbar! 🍷





## Segeln = Sitzen

Segeln ist praktizierte Meditation und hat daher die gleichen, wohltuenden und heilsamen Wirkungen auf Körper und Geist. Über die besondere Methode der Übung des Geistes, dessen Inhalts oder der Gedankenkontrolle, besonderer Techniken der Konzentration wie Mantras oder Koans, Meditationsaufgaben oder Meditationsobjekte ist in vielen Büchern genug berichtet worden, hier soll es lediglich um die ganz simple körperliche Grundlage der Meditation gehen, das Sitzen.

Wenn wir mit unserer 7m Golden Wind (ein Einzelbau, basierend auf dem Hunter Liberty-Rumpf) unterwegs sind, rufen andere Segler oft: Hat sie Stehhöhe?

Keine Ahnung, rufe ich zurück, wir sitzen beim Segeln. Wie beim Meditieren.

In Jahrtausende währendender Praxis hat sich in Asien ergeben und im Bild des Buddha manifestiert: Sitzen ist die wirkungsvollste Körperhaltung bei der Meditation. Zwar kann man auch im Stehen, Gehen und Liegen meditieren, muss dabei aber gewisse Hürden überwinden, ähnlich wie wenn man statt in der Natur oder Stille an einem Ort des Lärms und der Unruhe meditiert.

Die Frage, die sich nun einer Landratte oder einem alternden Segler, der zu einem Leben an Land verbannt wurde und jedem, der sozusagen zu Hause „segeln“ will, stellt, lautet: *Wie* sitzen?

Beim Buddha ist das klar, er sitzt im sogenannten Lotossitz. Der ist anfangs schmerzhaft, dafür winkt zuletzt aber die Erleuchtung und das Nirwana. Kommt für unsereins also garnicht in Frage.

Der halbe Lotossitz ist schon leichter. Dabei liegt nur ein Fuss auf dem Oberschenkel des anderen Beines, dessen Fuss vor dem Meditierenden am Boden ruht. Dieser Sitz ist sogar angenehmer als der bei uns bekannte Schneidersitz, bei dem die Knie hochragen und die Fussfesseln sich gegenseitig drücken. Ich vermute, die Schneider in der Vor-Maschinen-Ära sassen auf dem Nähtisch nicht im Schneidersitz wie wir ihn heute kennen, weil das auf Dauer unmöglich ist, sondern im halben oder viertel Lotos. Als viertel bezeichne ich, wenn gar kein Fuss auf dem Oberschenkel gegenüber liegt, sondern beide vor dem so sitzenden am Boden ruhen.

Jedenfalls mag jeder ausprobieren, was seine Knie aushalten ohne Schmerzen und Überwindung – wahrscheinlich keine einzige der angesprochenen Sitzweisen.

Ein ganz anderer Sitz, der Diamantsitz, ist fast genau so wirkungsvoll wie Buddhas Lotossitz. Man kniet und lässt sich dann auf die Fersen nieder, daher auch die Bezeichnung Fersensitz. Seit den Zeiten der Pharaonen in Ägypten und bis heute in Asien weit verbreitet. Und wie beim Lotossitz gibt es auch da ein Hilfsmittel, nämlich ein rundes Sitzkissen unter den Po zwischen die Beine gelegt, es verringert den auf Dauer schmerzhaften Druck auf die Fersen. Noch besser geht das mit einem leicht abgechrägten Bänkchen unter den Po und über die Füsse. Auf die gleiche Weise sitzt man übrigens in einem Kanu.

Lotossitz und Fersensitz sind aber nun mal bei uns nicht heimisch, wir sitzen auf Stühlen. Und so ist Meditation auch möglich. Dabei kann man ein Bein auch auf den Stuhl oder den weichen Sitz hochlegen. Genau so werden oft Bodhisattvas abgebildet. Es sind dies eine Weiterentwicklung Buddhas, die eigene Aspirationen aufs Nirwana (oder die Erleuchtung) hintanstellen. Die sehr noblen Motive und altruistischen Gelübde dieser Buddhas einmal beiseitegelassen, sind grosse Aspirationen bei der Meditation sowieso nicht unsere Sache. Der dornenreiche Weg zur Erleuchtung ist ja normalerweise zuerst ein sich wund Studieren, es ist auf Messers Schneide, ob der Adept abstürzt oder sich zuletzt wahrhaft gesund studiert. Hierher gehören auch all die absurden Zen-Geschichten, die nur dem einzigen Zweck dienen, den Schüler vollends zu verwirren und in grösste Zweifel zu stürzen, um letztlich einen befreienden Durchbruch auszulösen.

Wie gesagt, darum geht es uns nicht.

Vor langer Zeit, als meine Knie noch gelenkig waren, da war ich auch dezidiert Lotossitzer, der Rücken kerzengerade, die Augen gesenkt. Da prägte ich den Spruch: Krummer Rücken, krumme Gedanken.

Nun, als alter Mann, lautet er: Runder Rücken, runde Gedanken. Meditation soll nämlich natürlich sein. Ungezwungen, entspannt und zweckfrei.

Da gibt es bisweilen ein gewisses Missverständnis. Vor lauter Bemühungen um Entspannung kommt Verspannung auf. Wie bei den gehobenen Aspiranten: Vor lauter Haben-wollen der Erleuchtung, entschwindet sie in weite Ferne. Wenn die Meditation ihre wohltuenden und heilenden Wirkungen entfalten soll, dann muss das sozusagen ungewollt und wie von alleine geschehen. Gerade wie beim Segeln. Gegen Wind und Wellen kann ein Ziel nicht direkt erreicht werden. Aber auf Umwegen und durch Warten gelingt es schliesslich doch, und zwar ohne Kraftaufwand und ohne gewalttätige Motorhilfe. Manche Adepten der Meditation machen den bedauerlichen Fehler, etwas mit Gewalt erzwingen zu wollen, was nur ungezwungen und auf natürliche Weise wie ein Geschenk gefunden werden kann.



Als ich einige Jahre mit den Mönchen in einem buddhistischen japanischem Kloster meditierte, sassen wir zusammen viele Tage und Nächte in grosser Disziplin im Lotossitz. Ein Obermönch brannte Inzense und gab mit einer Glocke die Zeichen für die Meditationsperioden, gewöhnlich 30 Minuten, unterbrochen von gemeinsamem Schreiten (Kinhin) und kurzen Erholungspausen. Das Interessante waren diese Pausen und die Sitzhaltung, die die Mönche dabei einnahmen. Sie zogen die Knie hoch und umfassten sie mit den Armen. Eine Art Embryonalstellung, genau wie die Haltung Verstorbener in sogenannten Hockergräbern. Nie hat irgendjemand über diese informelle und unregulierte Sitzweise berichtet. (Sie erinnert ein wenig an die sogenannte Droschken-Kutscher Haltung des Autogenen Trainings.) Alles Interesse galt der ernsthaften und formellen Form der Meditation. Dabei zeitigten diese legeren Formen des Sitzens die tiefsten Wirkungen. Gerade weil sie völlig unreguliert und frei waren. Keine starre, statuenhafte Buddha-Haltung, sondern Entspannung und ruhige individuelle Bewegungen und Sitzweisen.

Genau das Gleiche geschieht auf einem sich rhythmisch bewegenden Segelboot. Wer da meditiert, pendelt leicht mit den Bootsbewegungen mit. Gerade wie es meditierende tibetische Mönche oder betende Juden vor der Klagemauer tun. Die Tibeter mögen dabei kraftgeladene Mantras wie „Om mani padme hum“ murmeln und die Juden uralte Gebete. Die Mönche im buddhistischen Kloster mögen ihre Meditationsaufgaben (Koans) umwälzen. Unsereins lässt Gedanken und Gefühlen ebenso freien Lauf wie der jeweiligen individuellen Sitzweise. Allenfalls wird der spontane Atem beobachtet oder das Ausatmen von 1 - 10 gezählt. Aber das auch nur für den Fall, dass die Gedanken Amok laufen wollen. Gewöhnlich ist dieser kleine Kunstgriff garnicht nötig, der Geist des Meditierenden findet ganz von selbst zur heilsamen Ruhe. Genau wie auf einem sich wiegendem Boot, wo der Segler garnicht weiss, dass er meditiert. Das ist die beste Meditation: Nicht zu wissen, dass man meditiert, gerade wie die Klostermönche in den Meditationspausen oder ein Segler unterwegs auf dem spurlosen Pfad in der grenzenlosen Weite.

[Noch ein Nachtrag: Bei echter Meditation geht es um Spontaneität und Ungezwungenheit, was im Westen durch gutmeinende Meditationslehrer oft ins genaue Gegenteil verkehrt wird. (sic!)]

Nach Jahren in Asien wieder zurück, besuchte ich einst interessehalber in Freiburg ein Meditationstreffen, wo 2 engagierte junge Lehrerinnen den Teilnehmern erklärten: Hier werde nicht der Fehler wie in traditionellen japanischen Zentempeln gemacht,

dass man den Novizen rein garnichts erkläre, sodass es dort vorkommen könne, dass ein Zenmönch 10 Jahre lang falsch und daher völlig umsonst meditiere. Es folgten dann die genauen Anweisungen dieser vermeintlichen Kennerinnen, die nie in Asien gewesen waren und leider nie selbst erlebt hatten, wie echte Meditation von ganz alleine und ungewollt entstehen und erblühen kann auf spontane und freie Weise. Was die zwei dagegen gut kannten und vermittelten, war die hohe Kunst, Schüler an sich zu binden, wenn nicht wegen des Geldes, so zumindest wegen der süssen Versuchung, als Lehrer oder Meister verehrt zu werden, ein auch in Asien nicht seltener Irrweg. Aber gerade deswegen sind dort Methoden zum Schutz vor diesem Fehler erdacht und praktiziert worden. Der Autor ist peinlich berührt von seiner eiteln Schwatzhaftigkeit.]





## Arhat-Segler / Einhand-Meditation

Ein Segler, den die Lebensumstände oder das Alter an Land verbannten, bekommt über kurz oder lang heftige Entzugserscheinungen in Form von klaustrophobischen Anwandlungen. Die Sehnsucht nach der Weite wird bald so drängend, dass alle Vorsätze, auf der letzten Reise feierlich gefasst, plötzlich vergessen sind, wie die Erinnerungen an alle Mühsal, an lange Nachtwachen und Gefahren auf See wie an (Aus-) Land. H. Hesse hat es im Reiselied so treffend formuliert:

Tiefre Wonne weiss ich nicht auf Erden,  
Als im Weiten unterwegs zu sein.

Ohne jeden Zweifel: Herrman Hesse war ein grosser Weiser. Vielleicht ein noch grösserer Weiser war Laotse. Der sagte: „Warum verreisen, es ist doch überall gleich.“ Und: „Reisen ist das Paradies der Narren.“ Dies ist zwar kein echter Laotse-Spruch, sondern ihm untergeschoben. Echt klingt er trotzdem. So typisch für einen alten Mann, der in der Jugend weit herumgekommen ist und nun im hohen Alter leicht solche Weisheiten loslassen kann. Das Reisen geht nun nicht mehr, die Trauben hängen zu hoch. Gut, dann sind sie eben sauer.

Laotse heisst übrigens nichts anderes als „alter Mann“, ebenso wie Roshi auf japanisch. Ein alter Mann sitzt zu Hause. Seine Art, im Weiten unterwegs zu sein, heisst Meditation. Hier und heute ist die tiefste Wonne zu finden. Dabei ist „finden“ nicht der treffende Ausdruck, weil er ein Suchen voraussetzt. Der Meditierende sucht Nichts. Er ist für immer angekommen.

Nun ist es so, dass Meditierende gerne in einer Gruppe sitzen. Auch der Buddha hat einen Orden gegründet und seine Mönche meditieren gemeinsam. Gemeinsam zu

sitzen, lässt eine kraftvollere Stimmung entstehen. Überall auf der Welt treffen sich regelmässig Teilnehmer in Meditationsgruppen, wo man sich gegenseitig ermutigt, unterstützt und anspricht, alleine schon durch die Anwesenheit.

Es gibt und gab aber immer auch Eremiten, Arhats, die ganze Schule des südlichen Buddhismus beruht darauf, dass diese Einsiedler wie der Buddha selbst in der Einsamkeit der Natur alleine die Erleuchtung fanden. Die nördliche Schule pflegte bekanntlich ein anderes Ideal. Man stellte sich ein grosses Floss vor, das alle zum jenseitigen Ufer der Erleuchtung mitnahm und um sich abzugrenzen, bezeichnete man die südliche Schule als Hinayana im Gegensatz zum eigenen Mahayana (kleines gegenüber grossem Fahrzeug).

Zwar ist es richtig, dass durch gemeinsames Meditieren die Teilnehmer sich gegenseitig durch ihre Anwesenheit, ihr Vorbild und ihre Kontrolle und auch durch soziale Bindungen, Gefühle von Güte und Freundschaft, helfen, ansprechen und unterstützen. Andererseits bedeuten soziale Beziehungen aber auch immer Ablenkung, Rang- und Machtkämpfe und andere Stolpersteine.

Es ist gerade so wie auf einem Segelboot. In jeder Crew gibt es unweigerlich bei aller Kamradschaft und gegenseitigem Aufeinanderangewiesensein Reibereien und Dissonanzen, die das tiefe Erlebnis der Weite des Meeres und des Himmels beeinträchtigen können.

Dagegen ist der Einhandsegler den Wundern von Meer und Himmel viel direkter ausgesetzt. Das Erlebnis ist so viel tiefer als in einer Gruppe. Dafür entbehrt der Einhandsegler aber die moralische und tätige Unterstützung der Gruppe, der Crew. Alleine (als Einhandsegler) kann er übermannt werden von den Eindrücken und – ganz praktisch – auch von der anstrengenden Arbeit. In der Gruppe geht alles leichter, aber auch das Erlebnis bleibt leichter.

Genau so unterscheiden sich einsame Meditation und Meditation in der Gruppe. Kein Wunder, die grosse Mehrzahl aller Meditierenden zieht die Gruppe vor, überall auf der Welt. Und da genau liegt etwas im Argen, die Teilnehmer reisen mit Autos an, manche sogar von weit her. Diese Tatsache befleckt die Reinheit der Meditation. Wie der Meditationsmeister auch, der möglicherweise sogar mit dem Flugzeug anreiste. Meditation kann nicht unbeschwert und rein sein, wenn dafür die Welt durch Abgase und Lärm beeinträchtigt wird. Genauso kann Meditation nicht gelingen, wenn dafür wichtige Voraussetzungen wie Ordnung und drängende Aufgaben missachtet werden. Und zu dem Thema gehört auch das Geld. Dies ist ebenfalls ein Prüfstein für echte Meditation, sie ist immer frei und ohne Eintrittsgebühren.

Aber zurück zu dem einsam Meditierenden, der sich nach Gemeinschaft mit Gleichgesinnten sehnt. Es gibt da einen Weg, der niemandem schadet aber allen hilft.

Ich habe die folgende Geschichte schon öfter ausführlich erzählt und es gibt sogar ein Buch darüber (Namu Dai Bosa). Es geht darum, wie ein japanischer, Haikus schreibender Zenmönch durch eine Reihe von Zufällen einen Gleichgesinnten fand, wobei ein Gedicht, das den Weg nach den USA gefunden hatte und ein behindertes Kind einer Waschfrau entscheidende Rollen spielten. Der Gleichgesinnte war einstmals zusammen mit dem grossen Suzuki Daisetsu in die USA gekommen, aber im Gegensatz zu jenem lebte er dort ein bescheidenes und unsichtbares Leben wie Wolke und Wasser, wie ein echter Unsui. Er schrieb dem japanischen Dichtermönch und es entstand eine Freundschaft zwischen diesen zwei Aussenseitern des Zen-Establishments. Da sie nicht die Mittel besaßen, sich zu besuchen, erfanden sie eine Art Ritual für ein geistiges Zusammensein. Jeweils am 21. jedes Monats meditierten sie zur gleichen Zeit und verneigten sich voreinander über den Pazifik hinweg.

Diesem Brauch haben sich im Laufe der Zeit auch andere Meditierende angeschlossen, bis heute, obwohl die zwei Begründer dieser „internationalen Zendo“ (Meditationshalle) schon lange gestorben sind. Dabei muss man nicht überakribisch Zeitzonen, Datumsgrenze und Himmelsrichtungen bedenken. Die weltumspannende Meditationshalle ist gross und allgegenwärtig und jederzeit offen für alle Einhandsegler im Kosmos des Geistes der grenzenlosen Weite.

Zwar ist echte Meditation ohne Ziel und ohne Zweck. Doch von ganz alleine führt sie zu einer geistigen Vereinigung in einem ozeanischen Gefühl der Entgrenzung, die die Vereinzelung überwindet. Geistig, auf eine reine Art und Weise ohne Auspuffgase und Beschwernisse für Mensch und Natur.

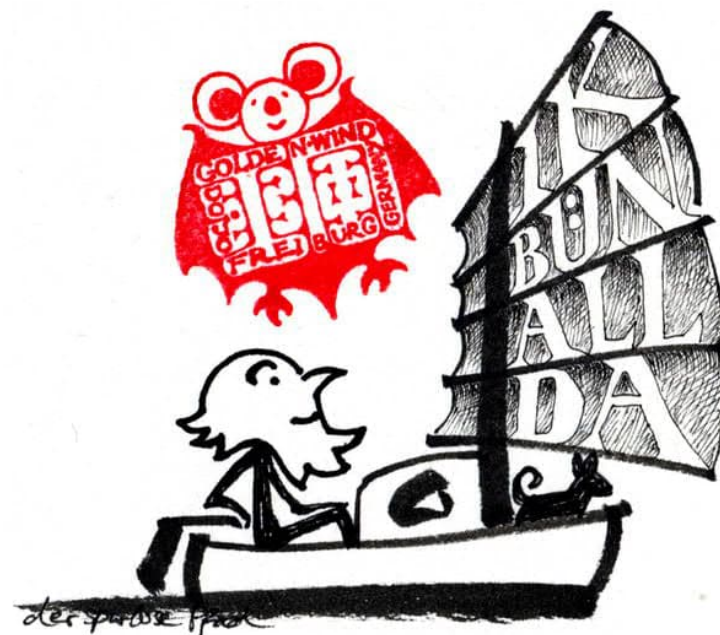
Zu jeder Stunde, Tag und Nacht, an jedem Ort ist der Eintritt in diese virtuelle Meditationshalle für jeden Meditierenden weit geöffnet, sodass alle auf geistigem Weg eins werden können mit Gleichgesinnten und weit darüber hinaus mit allen Lebewesen und allem Sein und Nichtsein.

Ganz praktisch hatten sich die zwei Initiatoren der internationalen Zendo den 21. jeden Monats gewählt, weil der Mönch in Japan in einer Klause auf einem Berg alleine hauste, die jeweils am 21. von Bauern der umliegenden Dörfer, einer alten Tradition folgend, an diesem Tag besucht wurde zu einem Pilger- und Tempelfest. Eigentlich gehörte der Mönch zu einem berühmten Zenkloster in der Nähe, konnte sich aber nur schlecht der dortigen Gemeinschaft einfügen und flüchtete so oft wie möglich zu dem besagten, unbewohnten Tempelchen auf dem Dai Bosatsu-Berg, wo er in der Einsamkeit meditierte und Gedichte schrieb.

Segler wissen, dass der 21. viermal im Jahr astronomisch ein wichtiges Datum der Wende darstellt, was dieses Datum besonders bedeutend macht und gut geeignet für ein weltweites Tempelfest der Internationalen Zendo.

Den Begriff Internationale Zendo hatte der besagte Mönch in Japan einst geprägt als Antwort auf die nationalistischen Entgleisungen Japans zur Zeit des 2. Weltkrieges. So wie der deutsche Segler Georg Dibbern sich zu einem Weltbürger erklärte, so wollte der spätere Zenmeister Nakagawa Soen Roshi Drachenwesen die nationalistische Enge überwinden. Internationale Zendo (Meditationshalle) bedeutete für ihn auch überkonfessionell. Später haben sich die zwei Gleichgesinnten oft getroffen und heute haben sie ihr Grab nebeneinander im Friedhof des grössten und schönsten Zentempels im Westen in NY upstate, den ein Schüler dieses Meisters erbaute und Internationale Zendo nannte.

Die geistige internationale Zendo, die jeweils am 21. jedes Monats die Tore weit öffnet, sollte man daher vielleicht noch deutlicher bezeichnen als die Meditationshalle aller Menschen, aller Religionen und Konfessionen, ja, aller Lebewesen und ebenso aller Menschen ohne Religionen und aller Nationen und Flaggen und ohne solche Abgrenzungen, Segler wie Nichtsegler an Land wie auf einem Ozean. 🐉



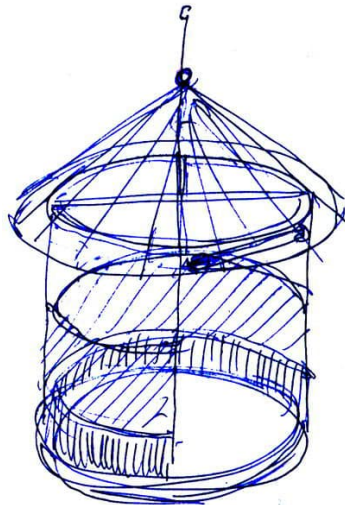


## Die Meditationshalle

Der Nachfolger von Meister Drachenwesen hat dessen Traum einer „Internationalen Zendo“ tatsächlich aus Holz und Stein im Stil einer traditionellen Meditationshalle erbaut. Dort sitzen und meditieren die Schüler heute gemeinsam wie in einem buddhistischen Kloster in Asien wie in 1000 anderen neuen Meditationscentren im Westen. Überall entstanden riesengrosse und winzigkleine Gehäuse für Meditierende, Hüttchen am Gartenteich, wie auch ich mir einst eines gebaut hatte, ausgebaute Dachspeicher oder alte Scheunen, abgetrennte Eckchen in der Wohnung oder eine selbstgegrabene Höhle.

Der Buddha hatte einst seine Schüler angehalten, nicht in Häusern zu leben und zu meditieren, sondern im Freien unter Bäumen. Er selbst hatte sich einst nach Jahren asketischer Übung im Wald unter einen Feigenbaum gesetzt mit dem festen Entschluss, so lange nicht aufzustehen, bis er die Erleuchtung erlangt habe. Das geschah dann im Morgengrauen, als er zum Morgenstern, der Venus, blickte.

Der überkandidelte Bagwahn aus Poona musste seine Erleuchtung natürlich nicht unter, sondern auf einem Baum erleben. Es gab aber auch seriöse Zenmeister, die auf Bäumen meditierten (Meister Vogelnest). Meister Drachenwesen ist von einem Baum gefallen und dabei um ein Haar gestorben. Mein Traum ist eine Art hängende Ein-Mann-Zendo an einem Baumast. Ein Freund plant sogar eine Faltversion davon wie ein stoffbespanntes Faltboot.



Entwurf für ein hängendes Baum-Nest zum Meditieren

Die grossen Meditationshallen, die überall entstehen, sind oft verräterische Abbilder des Bedürfnisses der Erbauer, als Lehrer aufzutreten und Proselyten zu machen. Ein echter Lehrer entlässt seine Meditations-Schüler in die Freiheit.

Die grösste Meditationsschale ist das Meer, der Tempel der Ozeane, mit dem schönsten Deckenschmuck: Tags die Sonne und die unendlich vielfältigen Formen der Wolken, nachts der Mond und die Weite des Sternenhimmels. Die Wände dieser Meditationshalle bieten zweimal am Tag ein immer neues und anderes Schauspiel der Morgen- und Abendröte mit dem grau/blauen Nachthimmel gegenüber. Meditation ist zu jeder Tages- und Nachtzeit möglich und wertvoll, aber diese Zeiten des Übergangs zwischen Tag und Nacht sind die günstigsten und am besten dafür geeignet.

Ein kleines Segelboot ist zufällig genauso eingerichtet wie eine traditionelle Zendo, die Meditationshalle der Mönche. Tan, die erhöhten Plattformen rechts und links dienen den Mönchen zum Meditieren und Schlafen. Ebenso hat ein seegerechtes Segelboot z.B. keine sogenannte Dinette wie ein Wohnwagen, sondern Längsbänke auf jeder Seite, wo man auf See mit Leesegeln oder Netzen gehalten schläft und (sich gegenüber sitzend) meditiert wie in einer Zendo an Land.



Speicher-Zendo mit 3 Tatami





Klassische Bootseinrichtung mit gegenüberliegenden Bänken (genau wie die „Tan“ in einer traditionellen Zendo)



Mein selbstgebautes Garten-Meditationshäuschen

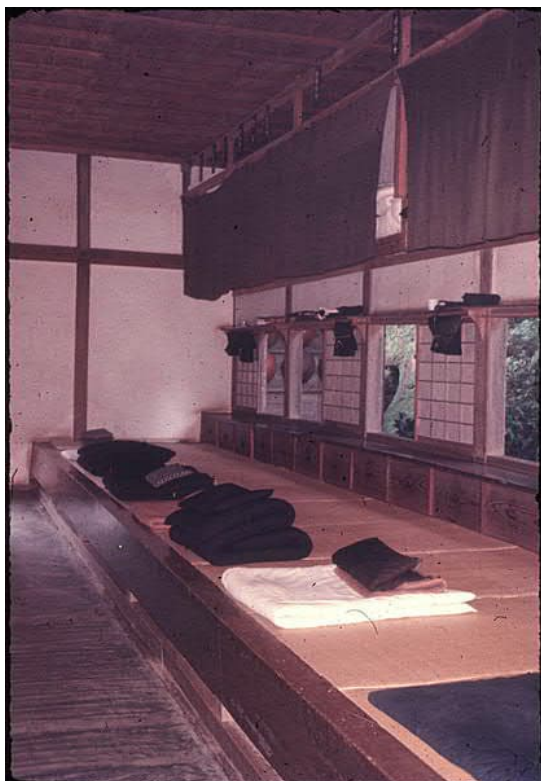


Zendo des Ki-men-butsu-ji bei München



Die schönste Mini-Zendo des Kaiserstuhls

Die einzigen Utensilien, die man zum Meditieren benötigt, Sitzkissen, Glocke und Uhr finden sich auf fast jedem Segelboot, wobei eine Sanduhr, ein Glas (mit 30 min. Laufzeit, ein Stunden- bzw. halbstunden-Glas) doch so viel schöner ist, als die weit verbreiteten Kurzzeitwecker. Ein brennendes Inzense erhöht die weihevollen Stimmung und kann ebenfalls zum Zeitmessen dienen.



Traditionelle Zendo des Ryutaku-ji, Japan

Mag ja sein, dass an Land Gebirge, Wälder und Gebäude den Blick in die Weite einengen. Umso mehr motivieren sie den Meditierenden, diese Weite auf geistigem Wege zu erschaffen. Ausserdem kann ein pastellfarbener Gebirgszug genauso Weite und Schönheit bedeuten wie der leere Horizont des Meeres. Die Urheimat der Meditation ist ja der Himalaya mit den höchsten Bergen der Welt und seinen atemberaubenden Ausblicken.



Kleine Meditationshöhle

Letztendlich ist es gleichgültig, wo wir Ruhe, Andacht und Achtsamkeit üben. Wir selbst, dieser unser Körper und unser Geist ist doch unsere ganz eigene, unendlich kostbare Meditationshalle, die wir wie eine Schnecke ihr Haus immer und überall dabei haben, die wir garnicht verlassen können. Alle Klänge und Geräusche sind letztlich Glockenklang und Sutren gesänge, alle Gerüche Weihrauch und jeder Windstoss der Flügelschlag des Geistes. Dann verneigen wir uns und beenden diesen Ausnahmezustand Meditation und kehren gestärkt und zuversichtlich in den gewöhnlichen Alltag zurück.

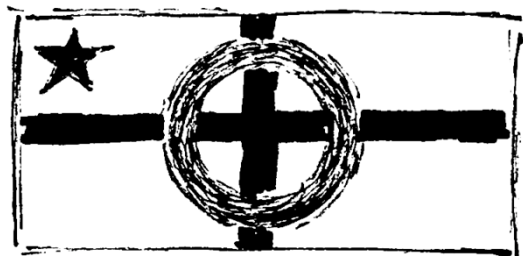
Das „geduldige Ja zur nichtentstandenen Dinglichkeit“ heisst der buddhistische Fachausdruck (ursprünglich sanskrit) in W. Gunderts Übersetzung dafür. Welt und Kosmos mögen völlig wesenlos, geradezu nichtexistent (nicht entstanden) sein, trotzdem bejaht der Buddhist die Welt – allerdings nicht aus vollem Herzen, sondern eher im geduldigen Leiden. Dieses ganze komplizierte Hin und Her spitzfindiger Denker ist typisch indisch und die lebensklugen Chinesen haben einen praktischen und unkomplizierten Weg zum Ideal eines gewöhnlichen Lebens daraus gemacht. Noch einfacher die Polynesier, deren Pendant zu Mu-sho-(bo-)nin heisst Aita Pea Pea. Kein Problem. Dort auf den Inseln mit pittoresken Vulkanzacken sitzend, unter sich im Passat wiegenden Palmen, gelingt von ganz alleine eine pazifische Meditation des Gehenslassens, das diametrale Gegenteil des militaristischen Samurai-Drill-Zazen wie es in japanischen Meditationshallen geübt wurde und immer noch wird.



Die weltweite Internationale Zendo hat Raum für viele Spielarten der Meditation, für Tanz und Gesang, für den spurlosen Pfad des Wassersports, für Arbeit und Gebet und ein kleines Gedicht:

Meister Joshu  
sagt  
zur **Buddha-**  
Natur  
des  
Tahitianischen Hundes:  
**Aita!**  
Die Sangrumzt nur  
und  
wühlt weiter:  
pea  
pea





### Nationalflagge und Nationhymne

Wenn Beleidigte wegen treffender Karikaturen die Flagge der Nation des Zeichners verbrennen, demonstrieren sie dadurch ihr geistiges Minderbemitteltsein. Dabei ist es aber doch schon merkwürdig, dass die zwei am häufigsten verbrannten Flaggen die US-amerikanische und die dänische sind, gerade die zwei Flaggen, um die in deren Nationen völlig übertriebenes Aufhebens gemacht wird. Wenn man nach Dänemark segelt, kann man dort manchmal ganz schön rabiote Flaggenfetischisten erleben, falls man es wagt, bei Sonnenuntergang die Gastlandflagge nicht einzuholen. Bei der deutschen Bootsfahrer Ausbildung wird daher nicht nur gelehrt, dass der Boots-„Führer“ ernannt wird (nicht etwa gewählt), sondern besonderer Wert wird auf die Vermittlung der atavistischen Regeln der Flaggenetikette gelegt. Und die Beamten der Wasserschutzpoizei verhängen Bussgelder, wenn jemand es wagt, eine andere als die korrekte Nationale am Heck zu zeigen. Aber wer wollte das schon? Die eigene Nationale kann garnicht gross genug sein. So ein Protz fragte mich einmal mit ziemlicher Missbilligung in der Stimme, warum ich keine Nationalflagge führte. „Ach“, antwortete ich, „Ihre reicht für zwei.“

Georg Dibberns Weltbürgerflagge hatte ich da gerade nicht gesetzt. Ich tue das inzwischen nur noch selten. Es reicht mir, wegen des Dschunkenriggs dauerbelämmert zu werden, lieber nicht auch noch wegen dieser Flagge. Ich rechne es Dibbern aber enorm hoch an, dass er die Hakenkreuzflagge nicht auf seiner Te Rapunga setzte. Diese Entscheidung war vorbildlich und leider einzigartig bei Deutschlands Seglern. Es ist verräterisch, wenn ach so gebildete Leute seinen manchmal schwülstigen Schreibstil und seinen manchmal verantwortungslosen Lebensstil bemängeln, aber seine demonstrative Nazi-Distanz nicht ästimieren. Das sollten wir Deutsche aber, wir sollten die Erinnerung an ihn hochhalten, auf ihn stolz sein. Dann dürfen wir auch seine Flagge kritisieren. Das blutrote Kreuz wird bestimmt nicht überall gerne gesehen. Eher schon Dibberns blauer Kreis. Die Erde als blaue Kugel vor dem schwarzen Weltall wäre aber viel bedeutungsvoller. Mit dem kleinen Stern im Flaggeneck wollte er ja auch ausdrücken, dass jeder seinem eigenen Stern und seiner eigenen Flagge folgen möge. Eine persönliche, ureigene Flagge zu führen, ist doch die beste Demonstration gegen

nationalistische, chauvinistische, ethnozentrische und rassistische Verirrungen. Eine noch bessere Demonstration ist es aber, gleich ganz auf so ein Stück Stoff zu verzichten. Es wirkt doch ziemlich lächerlich, wenn – wie hier am Oberrhein – kleine Trailerbootchen und sogar winzige Schlauchboote mit riesigen Nationalflaggen am Heck rumfahren. Diese Flaggen haben hier keine vernünftige Funktion, sind völlig unnötig. Sie dienen nur den unsicheren, mickrigen und kindischen Egos der Möchtegern-Kapitäne. Noch dümmer und völlig unbedacht sind Piratenflaggen. Dann doch lieber bunte Flügel-Windsäcke in Form von Fischen oder andere liebenswerte Spieleereien. Nationalflaggen sind kein Spiel, sie sind oft blutbefleckt und Mittel der Ausgrenzung, Überheblichkeit und Aggressivität.

Als wir in der Karibik segelten, war jede Insel ein eigener Staat mit bürokratischen Schikanen und Gebühren. Egal zu welcher Zeit man erschien, immer war zudem overtime money fällig. Und eine neue, teure Gastlandflagge. Wir machten das anfangs gerne mit, weil viele Flaggen hübsch bunt waren. Dann wurde uns der Zirkus aber zu bunt, wir verzichteten auf weitere Flaggen, wie wir im Laufe unseres Seglerlebens bisweilen auch aufs Aus- und Einklarieren verzichteten. Vor allem dort, wo die Beamten selbst Betrüger waren.

Aber ich erinnere gut die entsetzte, nein, regelrecht erboste Reaktion eines englischen Seglers, als ich erzählte, dass wir den Gesslerhut Gastlandflagge bei uns an Bord abgeschafft hatten. Er nahm das als ganz persönlichen Affront. Solche Leute brauchen wichtigtuerische Symbole und königliche Traditionen, um ihre eigenen schwächtigen und unbedeutenden und kleinen Ichleins daran hochzuranken, daraus Kraft und Bedeutung zu saugen wie die einst bettelarmen Bauern eines kleinen Rebberges sich kaiserlich nennen müssen, weil angeblich mal ein Kaiser vorbeikam, wie ein König, der mal auf einer abgelegenen Hallig übernachtet hat und wo bis heute das Zimmer voll Ehrfurcht Königspesel genannt wird.

In dem Zusammenhang: Wüssten all die kleinen Leute doch, wie viele der Grossen, Prominenten und Könige neidisch und voll Sehnen zu ihnen runterblicken und nichts mehr wünschen, als unauffällig, unbedeutend und klein sein zu dürfen, gewöhnlich und frei. Das nur nebenbei. (Die folgende Zeile nennt man Hurenkind. Diskriminierung!) Zum Schluss noch ein Wort zu Nationallhymnen. Die sprechen oft auf sehr aggressive und überhebliche Weise deutlich aus, was Nationalflaggen symbolisieren. Dass Deutschland auf merkwürdig verklemmte Weise nur die dritte Strophe des Liedes der Deutschen von Fallersleben zur Nationallhymne machte, kommt wohl hauptsächlich von falschen Übersetzungen der ersten Strophe und vielleicht von peinlichen Gefühlen bei der zweiten, wo deutsche Frauen zusammen mit deutschem Wein besungen werden. (Offenbar singen nur Männer.) Das „Deutschland, Deutschland über alles“ heisst gewiss nicht: „Germany above everybody“, sondern „we love it more than anything“.



Jedenfalls ist es sehr schade, dass nach der deutschen Wiedervereinigung die grosse Chance vertan wurde, Bert Brechts Kinderhymne als Nationalhymne einzuführen, trotz vieler Initiativen dafür. Sie ist aber die deutsche Hymne der Herzen, genau so wie die Europaflagge mit kleinen deutschen Farben die richtige Flagge fürs Heck eines Segelbootes ist. Ich möchte den Polizisten sehen, der das moniert. Übrigens habe ich sogar schonmal eine schweizer Yacht mit blauer Europafahne mit Sternen getroffen. Das ist ja auch eine demonstrative Tat. Alle Achtung!

Da Brechts Kinderhymne das gleiche Versmass hat wie das Lied der Deutschen, kann man sie auch auf Haydns Melodie singen, egal, was andere singen mögen. Und falls nur eine Strophe gesungen wird, gut, dann vielleicht auch die letzte, wunderbar versöhnliche Strophe Bert Brechts. Hier alle vier:

Anmut sparet nicht noch Mühe  
Leidenschaft nicht noch Verstand  
Dass ein gutes Deutschland blühe  
Wie ein andres gutes Land

Dass die Völker nicht erbleichen  
Wie vor einer Räuberin  
Sondern ihre Hände reichen  
Uns wie andren Völkern hin

Und nicht über und nicht unter  
Andren Völkern wolln wir sein  
Von der See bis zu den Alpen  
Von der Oder bis zum Rhein

Und weil wir dies Land verbessern  
Lieben und beschirmen wir's  
Und das Liebste mag's uns scheinen  
So wie andern Völkern theirs

Gibt es eine Flagge, die diesen Geist ausdrückt? Verlangt diese „Kinderhymne“ nicht auch eine neue deutsche „Kinderflagge“? Oder verlangt diese Hymne etwas ähnliches wie die Europaflagge mit kleinem Insert für die Nationalfarben? Eine Weltbürgerflagge, die besser auf religiöse Symbole (wie Dibberns) verzichtet. Ich glaube, es gibt schon viele Entwürfe dafür. Auch von Garry Davis, über den sich Dibberns Frau bei

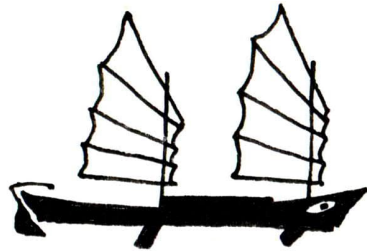
einem Besuch aufgeregt hatte. Er ist auch keineswegs so völlig vergessen, wie ich einst dachte. Auch die vielen anderen Entwürfe für Weltbürgerflaggen möchte ich einmal zusammensuchen, um nachzusehen, ob davon eine den versöhnlichen Geist von Brechts Lied bildhaft ausdrückt. Oder entwirft mal jemand so eine gemeinsame Flagge? Oder doch jeder seine eigene?

Jedenfalls wäre dies eine lohnende Aufgabe für einen alten Seemann, eine Flagge für unseren blauen Wasser-Planeten zu entwerfen, darüber nachzusinnen, wie man den Geist der Weite, der Völkerverständigung und des Friedens zwischen allen Menschen und Nationen bildhaft ausdrücken könnte, ohne die Vielfalt der Nationen, Völker und Individuen zu übertönen, sondern ihnen irgendwie einen Platz darin zu bieten.

Ich fürchte, all das passt nicht auf ein Stückchen Stoff. Vielleicht ist es zuletzt doch am besten, den Flaggstock am Heck und den Fahnenmast an Land demonstrativ leer zu lassen. So wie Schweigen manchmal mehr aussagen kann als viele Worte.

Ohne Flagge  
Und ohne Hymne  
Ein Mensch





### Fukes Sarg

Eben war ich mit „Fukes Sarg“ am Chiemsee, der Heimat der Plätte. „Fukes Sarg“ ist die einzige Chiemsee-Plätte mit kleiner Kabine (mit Klappdach) und – weiterer Abnormalität – mit doppelten und dazu noch bemalten Dschunkensegeln. Die wenigen aufgeschlossenen und toleranten Chiemgauer, die sich davon nicht abstossen liessen, sondern Interesse zeigten, erschraaken dann aber doch auch, wenn sie den schockierenden Bootsnamen lasen. Einigen gab ich ein Kärtchen, eine Art Visitenkarte meiner Homepage mit einem Foto des Bootes vor Brest.

Nun fällt mir aber ein, dass dort ja hauptsächlich nur von unserer „Golden Wind“ die Rede ist und von sonst noch allem Möglichem und Unmöglichem wie dem Weltbürger Georg Dibbern, unserem Schipperke Schiffshund und von Tod und Teufel aber kaum ein Wort über den chinesischen Eulenspiegel Fuke (japanische und altchinesische Aussprache, heute Pu-hua) und seinem Sarg.

Das sollte ich hier mal ganz schnell nachholen.

Ich erlebe nämlich immer wieder und erlebte es eben am Chiemsee überdeutlich: Harmlose Normalbürger können ein ganz und gar ungewöhnliches Boot schlichtweg nicht anschauen. Von so etwas Seltsamem müssen sie zwanghaft wegblicken. Etwas, was man überhaupt nicht einordnen kann, ist einfach unangenehm und eine Art Sehstörung. Man kann nur Dinge sehen, die man kennt. Als man von der Zivilisation unberührten Naturmenschen erstmalig Fotos zeigte, konnten sie darauf rein garnichts erkennen, auch sich selbst und ihresgleichen nicht.

Ähnlich ging es offenbar dem Chefredakteur einer Yachtzeitschrift, als er als Jurymitglied bei der Bootsausstellung Interboot am Bodensee „Fukes Sarg“ nicht sehen konnte.

Ein umtriebiger Show-Manager hatte mich breitgeschlagen, „Fukes Sarg“ dort bei einem Ideenwettbewerb auszustellen. Das hab' ich später bitter bereut. Nicht weil der Juror erklärte, so etwas Seltsames könne man nicht prämiieren, sondern weil das Boot dort verletzt und Holzblöcke abmontiert und gestohlen wurden. Von dem umtriebigen Show-Manager gab es natürlich keine Entschädigung, aber immerhin eine Erklärung

über preiswürdige Ideen: Sie dürften keineswegs neu und ungewöhnlich sein.

Oder – so fand ich in den ersten Jahren, die ich mit Fukes Sarg unterwegs war, heraus – man muss es den Leuten erklären, mit verständlichen Worten, geduldig und sehr ernsthaft. Nur keine Witze!

Ich tat das mit Hingabe aber nachlassender Begeisterung. Oft müde nach einem langen Segeltag und überhaupt, wie soll man jemandem den mystischen Humor, wie Fuke ihn hatte, ernsthaft erklären? Nach Jahren nerviger und letztlich doch fruchtloser Erklärerei (auch das Dschunkenrigg und Dibberns Weltbürgerflagge, die ich damals frech am Heck flog, verlangten weitere Erklärungen ...), setzte ich mich hin und schrieb ein ganzes Heftchen darüber: „Fukes Sarg. Was ist das für ein seltsamer Name? Was ist das für ein seltsames Boot? Was ist das für eine seltsame Flagge?“

Ich kopierte einige Exemplare, die konnte ich wortlos fragenden Interessenten in die Hand drücken. Einer oder zwei ersetzten mir überraschenderweise die Unkosten.

Ich fand sogar Gefallen an der Schreiberei, so folgten weitere Heftchen, über die Jahre 7 Stück mit dem immer gleichen Titel „Der spurlose Pfad“, ein poetischer Ausdruck für Wassersport, den rückwirkend auch das allererste Heftchen erhielt. Eine Art handgeschriebener und photokopierter Segel-Blog auf Umweltschutzpapier.

Eigentlich sollte ich die 7 Hefte (das siebente wurde nie ganz fertig) in die HP stellen. Das wird nix werden. Davor wären andere Bücher wichtiger. Deswegen hier eine stark verkürzte und leicht veränderte Fassung des allerersten Heftchens vom Spurlosen Pfad über unsere etwas aus der Art geschlagene Chiemsee-Plätte FUKES SARG.

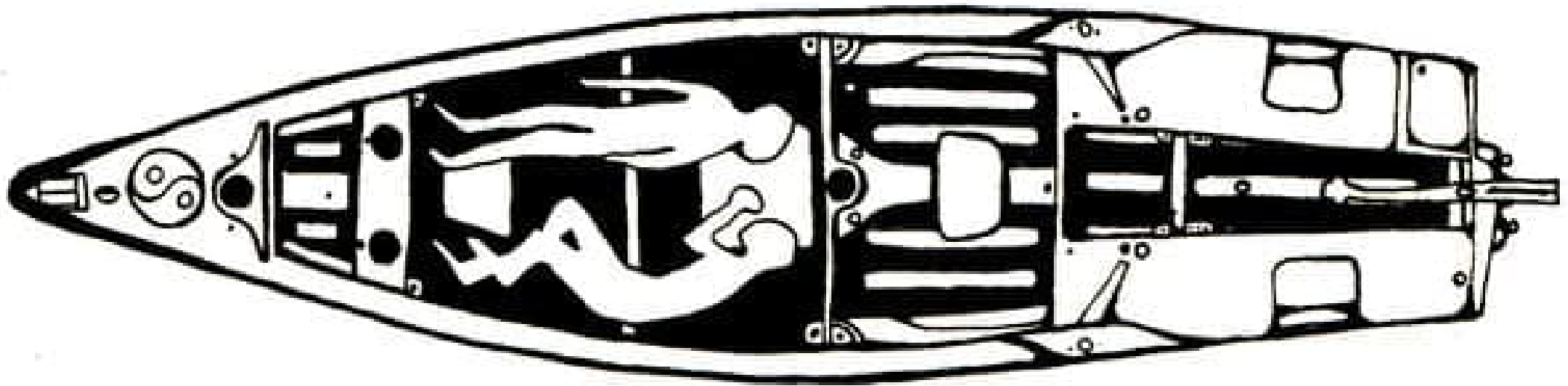


### Das Boot

Die Platte (so genannt wegen des Plattbodens), das traditionelle Fischer-Ruderboot des Chiemsees in Oberbayern, gab es in diversen Grössen. Bei Regatten der Fischer ordnete man sie in 3 Gruppen, bis die Einheitsplatte für 2 Ruderer mit je 2 Riemen und einem kurzen, unverstagtem Mast mit einem 10 Quadratmeter Luggersegel 1935 festgelegt wurde. 6,15 m lang, 1,40 m schmal, recht rank und sehr niederbordig, noch nicht weit entfernt vom Einbaum. Ein schnelles Boot (Yardstickzahl 125 - 130) sowohl gerudert als auch gesegelt.



Das Segelzeichen, gekreuzte Lindenblätter vom Wappen der Fraueninsel, wo auch unsere Vollholzplatte beim Bootsbauer Huber als Gesellenstück entstanden war. Weitere Platten vom Bootsbauer Grünäugel aus Gstadt holte ich vom Chiemsee für Freunde hier an den Oberrhein. Die Platte hatte den Chiemsee schon früher verlassen. Besonders auf dem Starnberger See gibt es auch eine grosse Flotte. Die unternehmungslustigen Chiemsee-Segler machten sich ein Vergnügen daraus, mittels Lastwagen zu Regatten auf dem Starnberger See zu erscheinen, wo sie immer sämtliche ersten Plätze belegten, auch als die Starnbergersee-Segler ein kleines Vorsegel erfanden, es nützte ihnen nichts. Auch am Bodensee gibt es vereinzelte Platten, auf dem schwarzwälder Schluchsee und sogar bei Hamburg muss es einige geben. Ein Zimmermann von dort lernte bei Grünäugel und schrieb ihm später, er habe dort einige gebaut. Platten fuhren die Donau hinunter, grosse Gruppen besuchten die Kieler Woche und sogar Brasilien (im Container).



Es war auf dem Limfjord im Norden Dänemarks, als ich von einer Umrundung Hamlets Heimatinsel Mors träumte und daher an einer kleinen Kabine für die normalerweise völlig offene und uneingedeckte Platte rumüberlegte. Der Erbauer meiner Huber-Platte hörte davon und zog kurz entschlossen zu mir an den Kaiserstuhl und gemeinsam knobelten wir die erste Platte mit Schlupfkajüte aus. Der Freund baute ein Modell und dann den Rumpf mit schönem Sprung und geringfügig grösser als die

Einheitsplatte, 20 cm länger und breiter und etwas hochbordiger. Nach einem Jahr hinterliess er mir ein halbfertiges Boot und mit Hilfe anderer Freunde und eigener Mühen dauerte es noch weitere 2 Jahre, bis das Boot nach diversen Änderungen 1981 endlich fertig war. Aus der ursprünglich festen Kabine wurde ein komplett abnehmbarer Deckel, hochstellbar wie beim VW-Campingbus.





Ein dschunkentypischer Überhang am Heck wurde wieder abgesägt. Statt nur eines Mastes 2 kürzere mit je eigenem kleinem Drehschwert, sodass kein Steckschwert wie bei der Originalplatte die Bootsmittle blockierte. Die hohlen Spruce-Masten (mit hochgebändelten Dschunkensegeln) sind kurz genug, um gelegt auf der Kabine Platz zu finden, sodass das Cockpit zum Rudern frei bleibt.

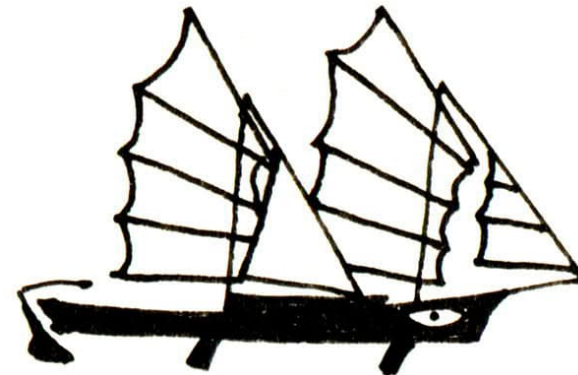


Das Mahagoni-Vollholz für Spanten und Stringer und das 10 mm Sperrholz sind mit Owatrol D1 und D2 getränkt. Damals vor über 30 Jahren musste ich dieses Öl noch selbst aus Norwegen holen.

Ausgehend vom Oberrhein eroberte unsere chinesische Platte zuerst den Bodensee, dann weitere Seen und Flüsse bis zu den Küsten, Mors wurde umrundet, es folgten Fahrten in Norwegen, Dänemark, N- und Ostsee, Bretagne, Provence und bis zu den ersten Inseln der Ägäis.

Natürlich ist die Platte ein absolutes Binnenboot, das kentern beziehungsweise seitlich volllaufen kann. Unsere chinesische Platte liegt aber deutlich stabiler im Wasser und die verschlossene Kabine ist ein riesiger Auftriebskörper, Cockpit und Vorcockpit haben Lenzer. Es ist uns aber nie gelungen, das Boot zu kentern. Der platte Boden schlägt dann nicht auf die Wellen, wenn das Boot krängt und mit seiner scharfen Kante (à la Starboot) die Wellen schneidet. Die 2 mal 6 Quadratmeter Segelfläche reicht völlig aus, sogar zum Gleiten, wenn Wind und Welle stimmen. Ausserdem ist das Boot dadurch gerade eben noch Bodenseezulassungs-frei. Es sei denn, ich setze das Vorsegel am abnehmbaren, kleinen Bugspriet und das Zwischenstagesegel. Das sind aber Spielereien und nur Show.

Die 2 Dschunkensegel alleine genügen völlig. Bemalt sind sie mit meinen persönlichen Symbolen und Ornamenten, was ich über die Jahrzehnte bei anderen Booten und Segeln weiterführte.



Einlaufend in einen unbekannten Hafen rudere ich gewöhnlich, weil man so das Boot präzise manövrieren kann. Das löst immer grosse Verwunderung aus und die Hafenmeister lehnen es oft ab, von „Sojemandem“ Liegegeld zu akzeptieren. Wie bereits geschildert, FUKES SARG ist ein bunter Hund, grün/rote Dschunkensegel, Hubdach wie ein Blasebalg und der Gipfel der Excentric: der makabere Name!





## Der Bootsname

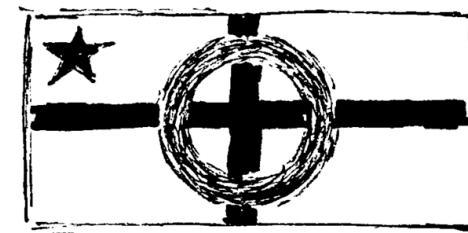
Als ich vor gut 50 Jahren in Japan lebte, waren für einen jungen deutschen Künstler viele Dinge neu und völlig unbekannt. Damals hätte ich es mir nicht vorstellen können, dass 50 Jahre später vieles davon in Deutschland geradezu selbstverständlich werden sollte. Nicht nur materielle Dinge wie Futons, Mandalas, Sushi und Tatami, auch geistig-kulturelle Dinge wie Zazen, Yin und Yang, Haikus und Teezeremonie. Es war nur eine Frage der Zeit, bis auch Fukes Geschichte seines Sarges hier Allgemeingut werden würde, dachte ich, als ich unserer Platte wegen ihrer Kastenform mit Deckel den makabren Namen gab. Schade, kleiner Irrtum. Offenbar dauert's noch etwas. Die japanische Obsession mit Tod und Sterben findet hier kein Echo. Dabei ist sie die Ursache des energiegeladenen Lebensgefühls dort. Bei aller Selbstbeherrschung vibrieren Japaner geradezu vor Lebenslust und verhaltener Kraft.

Ich muss also Fukes Geschichte selbst erzählen, bin aber sicher, lange kann es nicht mehr dauern, bis auch bei uns ein Fukeshu-Mönch mit Korb über dem Kopf und die Flöte spielend auftauchen wird.

Nur noch schnell die Anmerkung: Sarg als Name für ein Boot ist gar nicht so selten. Die Lastkähne, die Leichter hier hiessen früher: Leichenkiste. Die portugiesischen Codfisher der Neufundlandbänke, von denen ich noch welche traf, nannten ihre Dorys: Sarg aus drei Brettern. Das waren sehr nahe Verwandte der Platte, allerdings deutlich hochbordiger. Man angelte ja auch mit langer Leine während die Chiemseefischer Netze benutzten. Diese Dorys, die an Deck von Barkentinen gestapelt wurden und zum Fischen ausgesetzt, gingen manchmal im Nebel verloren und einige machten erstaunliche Reisen. Die Dory-Form mit einem Einmalknickspant ist vorrangig dem einfachen Bau und der Stapelfähigkeit geschuldet, hat aber auch Vorteile im Wasser. Und mit kleinem Spiegel wie die Platte sieht sie nun mal aus wie ein Sarg, umso mehr so, wenn sie einen Klappdeckel hat.

Nun zu Fuke (Pu-hua, d.h. Alle-Verwirrer) um 800 n.Chr., in N-China exzentrischer Schüler eines Zen (Chan)-Meisters. Es gibt viele Geschichten über ihn wie über Till Eulenspiegel, Nasreddin oder Diogenes, legendär sein Purzelbaum, mit dem er seinem Meister sein Verständnis demonstrierte. Vollends hob er ab, als er im Süden den eminent wichtigen Zenmeister Rinzai (Linji, Begründer einer bis heute bestehenden Zen-Schule) traf und sich ihm locker anschloss. Für Rinzai bei seiner verantwortungsvollen Schulungs- und Seelsorgearbeit mit hunderten von Mönchen war Fuke eine Art Erholungs- und Kontrastprogramm zu den anstrengenden Abt-Pflichten. Viele Zenmeister organisierten sich solche kleine oder grössere Fluchten, manche für immer wie der „Bootsmann“, der sich per Dschunke den Meisterpflichten entzog oder wie Fuke selbst, der sich wie andere Zen-Drop-outs (Hansan/Han-schan und Jittoku/Schi-dō, Hotei/Pu-tai oder Ryokwan) über das organisierte Zen-Establishment lustig machte, für immer auf der Walz blieb, manchmal mit seinem Glöckchen die Leute zusammen-

rief zu einem Spassvortrag. Am Lebensende aus seinem Sarg heraus, den ihm Meister Rinzai hatte bauen lassen. Christliche Heilige haben bestimmte Attribute als Erkennungs- und Markenzeichen, Fukes war der Sarg, aus dem heraus er Abschiedsreden hielt, nur um dann doch nicht zu sterben wie angekündigt, weil das Wetter zu schön war ... In Bremen traf ich mal einen Geistesverwandten Fukes, der sich ebenfalls einen Sarg besorgte, um die Menschen aufzurütteln. Ob die Platte FUKES SARG irgendjemanden aufrüttelte, bezweifle ich inzwischen. Der Bootsname hat viele eher abgestossen. Aber das hätte ich mir halt vorher überlegen sollen. Nun den Namen zu ändern, ist zu aufwändig. Bleibt nur, geduldig abzuwarten, bis die Geschichten von Fukes Eulenspiegeleien auch bei uns Allgemeingut geworden sind.



Die Flagge

Bei der Flagge ist das anders. Georg Dibberns Weltbürgerflagge ist nun endlich auch in Deutschland bekannter. Dank eines mare-Artikels und vor allem Erika Grundmanns Biographie. So kann ich mich kurz fassen. Ich muss nur berichten, dass meine jahrzehntelangen Bemühungen, die Kieler dazu zu bewegen, ihren originellen früheren Mitbürger durch einen Strassennamen zu ehren, zwar vergebens waren, dass es aber nun doch ein Strassenschild „Dibbern-Gässle“ gibt, und zwar in Süddeutschland. Leider gibt bis heute eine kritische Spiegel-Rezension von 1965 zu Dibberns Buch den Ton an. Sicherlich, Dibberns Schreibstil war bisweilen schwülstig und sein Lebensstil bisweilen verantwortungslos. Aber ausgerechnet beim Spiegel wundert es einen, dass die Dibberns Weigerung, die Naziflagge auf seiner Te Rapunga zu fliegen, nicht gebührend würdigten. Da ist Dibbern doch einmalig und vorbildlich! Wir deutschen Segler sollten stolz auf ihn sein!

Ich muss aber noch berichten, was für Folgen Dibberns Buch haben kann: Unvorsichtigerweise liess ich es einst einem Freund, ein Familienvater und beamteter Lehrer. Nach der Lektüre gab er seinen Beruf auf und verliess Frau und Kinder und suchte sich eine Lehrstelle als Bootsbauer. Sein Gesellenstück, eine Chiemseeplatte, gab er mir und da konnte ich gar nicht anders, ich musste das Boot GEORG DIBBERN taufen. Der heutige Besitzer hat den Namen beibehalten.

Jedenfalls war es genau dieser durch die Dibbern-Lektüre aus einer geordneten Lebensbahn geworfene Bootsbauer, der mir dann wie oben erzählt, die chinesische Platte baute. Zwar nicht fertig, aber dadurch konnte ich noch manches ändern wie z.B. das feste Kabinendach in einen aufklappbaren „Sarg“-Deckel usw. Leider hat er danach nie wieder ein Boot gebaut, er predigte in München auf dem Marienplatz, so wurde mir berichtet. Und zu einer Jubiläumsfeier von FUKES SARG konnte er nicht kommen, „weil Jesus ihm das nicht erlaubte.“ Numinose Durchbrüche bringen oft überraschende Wendungen zustande. Ähnlich schwer nachvollziehbar wie die Aufmachung heutiger Nachfolger des Eulenspiegel Fuke in Japan, die sein Attribut, den Sarg in die teure Bambusflöte Shakuhaji umgetauscht haben. Mit einem Bienenkorb-ähnlichen Hut, der ihr Gesicht verdeckt, ziehen sie um Nahrung bettelnd über Land und flöten tiefe, getragene Töne, mit denen sie die Leerheit des Lebens und aller Dinge predigen. Man fragt sich, wo da Fukes Humor geblieben ist. Aber ein absurder Witz wäre es sicherlich, wenn demnächst einer in München auf dem Marienplatz auftaucht und sich vielleicht zu dem „verrückten“ Bootsbauer gesellt ...

In den Decksbalken von FUKES SARG-Deckel beim Einstiegsluk schnitzte ich:

FUKE LEBT



Ein Ausblick: Was macht man mit einer chinesischen Cabinenplatte, die FUKES SARG heisst? Man kann sie nicht mal verschenken!

Als wir die Hunter Liberty 23', die uns wie eine grössere und seetüchtige Fuke vorkam, gekauft hatten und sie vorsichtigerweise ganz seriös und englisch/deutsch GOLDEN WIND getauft hatten, wollte unser Nachbar das kleine Boot haben. Seine Tochter war öfter mitgefahren und hatte zu den Eltern gesagt: Wenn ihr FUKES SARG kauft, dann will ich kein Pferd mehr. Das rührte mich so, dass ich sie den Nachbarn schenkte. Und dann passierte witzigerweise das Gleiche wie mit meinen verschenkten Bildern, sie kam zu mir zurück und bis heute segelten und ruderten wir das seltsame Boot, wann immer wir Zeit fanden, auch und vor allem im Winter, wenn GOLDEN WIND eingemottet war. Die serienmässige GOLDEN WIND liess sich dann ganz leicht verkaufen. Bei der GOLDEN WIND II wird das schwieriger werden. Sie ist ein Einzelbau, etwas grösser als das Original, etwas anders, etwas origineller, etwas ungewöhnlicher und ganz und gar einmalig ... wer will denn sowas? Vielleicht der erwartete Bambusflötenspieler mit dem Korb über dem Kopf?

Es wäre doch schon sehr witzig, wenn ich nach fast genau einem halbem Jahrhundert wieder einen Fukeshu-Flötenspieler treffen würde und diesmal in Deutschland. Möglich wäre es.



Damals an meinem allerersten Tag in Japan hatte ich überhaupt keine Ahnung, was das für eine merkwürdige, Flöte-spielende Gestalt mit verhülltem Gesicht war. Ich kam geradewegs aus Kalifornien vom Sommer der Liebe und hatte auf einem Frachtschiff nach Japan übergearbeitet und wollte eigentlich sofort weiter Richtung S-O-Asien und Indien, als mich die sonoren und ruhigen Töne dieser grossen Bambusflöte in den Bann zogen, sodass ich den spontanen Entschluss fasste: Hier muss ich erstmal bleiben um rauszufinden, was es mit dieser Gestalt auf sich hat. Indien soll warten. Ich kramte meine Hippiflöte raus und antwortete den tiefen Tönen des Mönchs, der ohne sich umzusehen sofort darauf einging und es entspann sich ein himmlisches Duett, das mich weit herausriss aus dem geschäftigen Gewimmel der kleinen Einkaufsstrasse mit Papierblumen-geschmückten Laternen mit Lautsprechern, aus denen süssliche Lieder tönten, in dem abgelegenen Hafenstädtchen an Japans Westküste, wo mein Frachter die Ladung Baumstämme aus Canada löschte. Später erschien die Wirtin des kleinen Restaurants, vor dem der Flötenspieler stand und gab ihm eine Portion Reis, die er einsteckte und als er mich zu sich winkte, folgte ich ihm zu einem nahen Park, wo wir uns schweigend den Reis teilten.

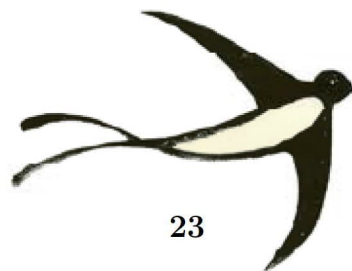
Es dauerte danach viele Jahre, bis ich wusste, wer Fuke (Pu-hua) gewesen war und dass seine heutigen Anhänger und Nachfolger in Japan der winzigen Zen-Sekte Fuke-shu angehörten, die im Gegensatz zu den grossen Zen-Schulen keine Klöster haben, sondern deren Mitglieder völlig frei und ungebunden, wirklich wie Wolken und Wasser (Unsui) durch die Lande drifteten, schweigend und nur die Flöte spielend. Nie wieder habe ich in all den Jahren in Japan einen Fukeshu-Mönch getroffen, aber in dem Rin-zai-shu Zen-Tempel, in dem ich dann lebte, hörte ich von dem Meister Drachenwesen die alten Geschichten, wie Fuke einst Meister Rin-zai (Lin-ji) inspiriert hatte, und aus der Adlerklause von Meister Drachenwesen klangen bisweilen die gleichen getragenen Flötentöne zur Meditationshalle, wo ich mit den Mönchen gemeinsam sass bei der Übung des Zazen. Ohne dieses zufällige Zusammentreffen am allerersten Tag in Japan, hätte ich nie den Weg in diese geistige Welt gefunden, wo mein Leben und meine Weltanschauung vollständig umgekrempelt wurden. Der Name FUKES SARG steht für etwas überaus Kostbares und Wertvolles, das bis heute im Verborgenen in Japan an geheimen Orten im Wald und im Gebirge überlebt hat und von hingebungsvollen Menschen seit Buddha, Rin-zai und Fuke bewahrt und durch die Zeiten

weitergetragen wurde. FUKES SARG, man mag es mir bitte glauben, ist nicht als billige Provokation gedacht, sondern ein Anruf aus einer geistigen Welt, die vom üblichen Niveau der Yachtszene mit Machoghabe und Protz nicht weiter entfernt sein könnte. Aber auch auf dem Marienplatz in München – wie oben geschrieben – wird ein Fukeshu-Flötenspieler schwerlich auftreten. Er lebt im Verborgenen, in der Provinz hinter den sieben Bergen, unter einem Korb oder hinter einem scheinbar makaberem Namen versteckt und vernebelt durch Geschreibsel wie dieses, das sich nur mit irrelevanten Äusserlichkeiten aufhält, sein wahres Gesicht wie bei einem Tintenfisch in einer Tintenwolke verborgen.



NAMU DAI BOSA

(Namu Dai Bosa war das persönliche Mantra von Meister Drachenwesen und bedeutet dem Sinne nach in etwa: Verehrung dem grossen Buddha, der auf die Erleuchtung und ihre Früchte verzichtet.)







### Guru-freie Meditation

Hier an dieser Stelle war eigentlich ein Artikelchen über die Freiheit der Meditation geplant. Mit Freiheit ist dabei nicht nur die Kostenfreiheit d. h. der freie Eintritt gemeint, sondern vor allem die individuelle Freiheit der Entscheidung des Meditierenden über Art und Weise, Ziel, Zweck und Inhalt von Meditation bzw. deren Abwesenheit, also kurz gesagt, für eine explizite Selbstverantwortung des Übenden. Unter dem Titel „Sitzen = Segeln“ hatte ich dieses Freiheitsideal geschildert und lediglich in Klammern ganz kurz ein Gegenbeispiel erwähnt. Hier ein paar weitere Worte zu diesem Kontrastprogramm, das man subsummieren kann unter „Guru-Meditation“ (im Gegensatz zur Guru-freien Meditation). Bei den angesprochenen Lehrerinnen ging es fast schon in Richtung Hypnose. Jedenfalls ist diese Form der „geführten Meditation“ für Jugendliche und auch noch für viele oder gar die Mehrheit der erwachsenen Menschen nützlich und nötig. Ich wollte mich aber an diejenigen Übenden wenden, die bei dem Wort Guru nicht automatisch die Hände falten, sondern wo das Wort Guru (angestoßen durch spektakuläre Fehlritte einiger spiritueller Meister) einen gewissen haut goût hat. Dann bedeutet Guru-Meditation soviel wie Freiheitsberaubung, in die Irre führen, unselbstständig halten und ausbeuten, sei es mental oder finanziell. Natürlich ist es riskant, mit diesen Begriffen zu jonglieren, Missbrauch droht auf allen Seiten und zu welchen Entgleisungen Freiheit (und Anonymität) führen können, belegt täglich das Internet. Dorthin habe ich auch den Begriff „Guru Meditation“. Er erschien eines Tages auf meinem Bildschirm, als ohne mein Zutun der Internetzugang ausgefallen war und zudem sämtliche neuen Texte verschwunden, (und das Schreiben über freie Meditation in der geplanten Form unmöglich gemacht worden).

In Wochen-langer Arbeit hatte ich 3 ältere meiner Bücher zu einem neuen Anhang der Web-Seite vorbereitet, überarbeitet und erweitert unter dem geplanten Titel: „Entrümpelung“. Bibelillustrationen mit Texten, Homöopathische Mittel-Bilder (im Wortsinn!) und Comic-artige Dialoge zwischen Buddha und Christus.

Diese Bücher waren einst gedruckt worden, sind also durchaus schon öffentlich und der zufällige Hack traf in eine schon vorhandene Kerbe, eine Sollbruchstelle und mir wurde dadurch klar: Besser, ich lasse erst mal diese völlig unnötige Wiederholung. Aber den Begriff „Guru-Meditation“ nehme ich gerne auf und mache hier kenntlich, dass er nicht auf meinem Mist gewachsen ist, sondern aus der Sprache der Programmierer stammt. Es gibt Geschichten über die Entstehung, heute bedeutet der Begriff einfach: Software-Fehler (mit bestimmten Kennziffern, die mir natürlich nichts sagen). Ich nehme an, irgendein Virus verursachte das Chaos in meinem Internet-Anschluss, wofür ich zum Darübernachdenken diese mir unverständliche Fehlermeldung erhielt. Jedenfalls bin ich ganz sicher, dass kein Nerd je die Geduld hatte oder haben wird, meine altmodisch umständlichen und lang-atmigen Texte zu lesen. Daher geschieht es mit einer guten Portion Paranoia, dass ich trotzdem den grossen Schriftzug, der auf meinem Computer erschien, als sonst garnichts mehr ging, ganz persönlich auf mich beziehe und auf mein harmloses Geschreibsel. Aber eigentlich nahm ich diesen Computer-Absturz und diese ominöse „Schrift an der Wand“ nicht wirklich ernst, weil wir da gerade ganz andere, weit drängendere Sorgen hatten. Da war plötzlich todkrank geworden und erst Wochen später fand ich überhaupt wieder Zeit, den Computer anzuschalten und siehe da: Der Spuk war vorbei. Alles funktionierte wie früher. Die alten Texte der HP scheinen unverändert, alle Funktionen klappten wieder, nur die neuen Texte der „Entrümpelung“ blieben unauffindbar und das Menetekel war nicht mehr da, nur noch in der Erinnerung: Guru Meditation.

Anlass, darüber tiefer nachzudenken: Internet mit Computerabstürzen, Neue Medien und daraus erwachsendes Neues Denken im Gegensatz zur heute verschwindenden alten Kultur, für die Handschrift auf Papier und lang-atmige Meditation exemplarisch stehen. Die Diskussion über die verheerenden seelischen Folgen der digitalen Revolution, Computernutzung und Internet, erinnert mich lebhaft an Julian Jaynes Aussenseitertheorie über die Entstehung des Bewusstseins durch den Zusammenbruch einer alten Kultur, die er bikameral nannte.

Als Hauptursache identifizierte er die Schrifterfindung neben Völkerwanderung und Santorini-Vulkanausbruch. Später hat er die Wichtigkeit dieser Naturkatastrophe relativiert. Für einen Segler, der in den riesigen offenen Krater dieses vor dem Ausbruch einst runden Insel hineinfährt, ist der Impact des schrecklichen Geschehens, das u. a. die minoische Kultur zerstörte, sehr gut nachvollziehbar. Und die gefundenen Wandgemälde aus der paradiesischen Zeit vor der Eruption zeigen tatsächlich träumerische Menschen, wie Jaynes sie beschrieb und Gauguin sie ganz ähnlich in Tahiti noch antraf und malte: glückliche, erwachsene Kinder ohne Ich, ohne reflektierendes Bewusstsein, ohne Arg, d. h. unfähig zur Lüge, von Gehör-Halluzinationen gesteuert wie die Homerischen Helden der Ilias.



Der fundamentale kulturelle Umbruch wird in der Odyssee demonstriert. Dieses „moderne“ Individuum ist schlau, Meister der Verstellung und der List, denn er hat ein Ego und einen eigenen Willen, er steuert sich selbst und ist nicht mehr Marionette der Götter (frühere, verinnerlichte Häuptlinge, die noch aus ihren weithin sichtbaren Grabhügeln und Pyramiden halluzinierte Anweisungen erteilten).

Von den umstrittenen Details Jaynes Theorie mal abgesehen, was war denn so umwälzend an der Schrifterfindung?

Sie befreite die Gehirne der Menschen von der – heute garnichtmehr vorstellbaren – Fülle überlieferten und memorierten Wissens, das laut Jaynes auf dem Weg von Gehörshalluzinationen abgerufen wurde. (Singe mir, Oh Muse ... der Ilias.) Erst durch die Auslagerung des riesigen Erinnerungsspeichers mittels der Schrift wurde das Gehirn frei zur Erfindung der Denkfigur des Ichs und des reflektierenden Bewusstseins mit allen Folgen, die keineswegs nur positive waren. Ein Betrachter von aussen hätte wie heute, wo durch die digitalen Medien ein vergleichbar grosser Hirnspeicher ausgelagert wird, die vielfältigen Umbrüche, Tabubrüche, Verstösse gegen Sitte und Gesetz etc. etc. etc. beklagt. Das neue Denken, das damals laut Jaynes geradezu explosionsartig entstand, erschien erst mal nur wie ein gewaltiger Kulturverlust, eine Katastrophe geistiger Art. Dabei beruhen alle Errungenschaften der Vernunft auf dieser Umwälzung aller Werte: Demokratie, Autonomie, Moral, Logik, Wissenschaft etc. Aber das positive Neue wuchs relativ langsam. Allerdings postuliert Jaynes Theorie eine sehr kurze Entwicklungszeit für das Aufkommen des Bewusstseins, wohingegen die anerkannten Theorien von Jahrtausenden dafür ausgehen.

Wenn heute durch die digitale Revolution Moral und Anstand in ungeheuerlichem Ausmass abhanden kommen, dann verdeckt diese schädliche Nebenwirkung das Entstehen von neuen seelischen Strukturen und geistig-kultureller Gebilde, die sich derzeit kein Mensch vorstellen kann, so wenig wie die fremd(= Götter)-gesteuerten Homerischen Helden sich hätten vorstellen können, selbst Entscheidungen zu treffen und zu reflektieren.

Die Odyssee dagegen entstammt einer völlig anderen Seelenstruktur und beschreibt einen „modernen“ Helden, der sich auf den Weg der Autonomie machte. Wie damals könnte das auch heute wieder eine sehr langwierige Reise werden. Worin die neue Geistesstruktur des „Digitalen Neuen Menschen“ bestehen wird, ist noch völlig unklar. Vielleicht hat sie etwas mit dem sogenannten Kosmischen Bewusstsein, von dem in mystischen Schriften die Rede ist, zu tun. Etwas, das mukti, Befreiung, Erwachen oder Erleuchtung genannt wird.

Vielleicht aber ist die sogenannte digitale Revolution garnicht sooo relevant und eher eine Art Entgleisung, ein Spuk, der wieder vergehen wird wie die „Guru-Meditation“ auf meinem Bildschirm. Man kann es jetzt noch nicht beurteilen.

Sicher ist nur: Guru-freie Meditation im Sinne von autonomer, eigenverantwortlicher Meditation ist bestimmt nicht falsch, sondern eine Art sicherer Hafen in stürmischen Zeiten. Wenn die Winde leichter werden, kann, wer sich nicht an einen Guru versklavt hat, sein Lebensschiffchen aus dem Hafen steuern – auf geistige Weise – und nachsehen, ob da vielleicht doch ein neuer Kontinent entstanden ist oder ob alles beim alten bleibt.

Zuletzt noch eine Anmerkung zu dem deutschen Wort Bewusstsein: Die englische Fassung dieses Begriffs bei Jaynes als Reflektion des Denkens, sozusagen ein zweites Denken (consciousness), verlangt trotzdem fast Unmögliches, wenn man Jaynes Theorie zu folgen versucht, dass diese Denkfigur erst relativ spät und ganz plötzlich aufgetreten ist und sich in Windeseile über fast die ganze Erde ausgebreitet hat.

Noch unmöglicher will erscheinen, dass weitere Auslagerungen von Hirnleistungen zu einem ähnlich riesigen seelischem Entwicklungssprung führen werden. Viel naheliegender erscheint die Befürchtung, dass es zu einer Zunahme der heute schon sichtbaren, höchst negativen Auswirkungen der Digitalisierung und Computerei kommt. In dem Fall wäre es besser, schleunigst zu Bleistift und Papier zurückzukehren. 🍷



## Spider-Boatsman

Boote boten und bieten vielen Tieren idealen Lebensraum. Nicht nur Ratten. Jedes Jahr ziehen die Schwalben den Oberrhein hoch und runter und unser kleiner Bootshafen ist seit Jahrzehnten ihr bevorzugter Übernachtungsplatz und zwar ausgerechnet das grösste Boot im Hafen scheissen sie jedesmal über und über voll, zum grossen Ärger des stolzen Besitzers.

Merkwürdigerweise kommen sie nie auf unser Boot, obwohl ziehende Schwalben im Mittelmeer oft zu uns kamen und auch übernachteten. Ich erzählte eine Geschichte darüber, „Die Schwalbe auf der Hand“. Im Mittelmeer war es auch, dass ich weit draussen eine Fledermaus in den aufgehängten Festmachern rumkrabbeln sah. Ich wusste ja garnicht, dass Fledermäuse wie Zugvögel ebenfalls ziehen.

Denen hat unser Segel im Hafen gut gefallen. Von unten krochen sie in die Öffnung des Segelkleides zum Schlafen. Schwalben wie Fledermäuse vertilgen Stechfliegen und sind deswegen eigentlich höchst willkommen. Sie bleiben ja auch nie lange, obwohl ich ihnen ein Häuschen an den achteren Bügel hängte. Wer aber hartnäckig bleibt, sind Spinnen. Auch wenn sie ebenfalls Fliegen dezimieren, sie sind nicht willkommen. In kürzester Zeit nehmen sie so überhand und sind dermassen fleissige Netzbauer, dass man sich fast Kakerlaken wünscht, wie sie im Süden auf sämtlichen Booten hausen oder noch besser einen Gecko. Ich kenne ein Boot, wo einer lebte, toleriert wie in den Häusern der Menschen im Süden, weil er Fliegen fängt. Kakerlaken fressen bestimmt auch mit Vorliebe Spinnengelege und ganze Spinnen.

Da wir leider bzw. glücklicherweise solche Spinnenfeinde bei uns an Bord nicht haben, blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als bei einem Bootsaurüster ein Spinnenspray zu kaufen. Ich muss aber gestehen, dass ich es bis heute nie benutzt habe. Ich brachte es einfach nicht über's Herz, damit im Boot rumzusprühen. Wer weiss was für ein Gift das ist, am Ende macht es noch Osmose.

Ausserdem, wenn man eine Spinne einmal sieht, dann kann man die Spraydose nicht aus der Backskiste kramen. Inzwischen ist die Spinne lange verschwunden. Unsere Spinnen hatten nämlich sehr schnell alle Höhlen (Lenzlöcher) und Ritzen an Bord ausgekundschaftet, wo sie sich tagsüber versteckten. Nur mit einem langen Fühlfaden mit dem Netz verbunden.

Wenn man eine Spinne sah, musste man sie sofort töten. Aber auch das ging irgendwie nicht. Glücklicherweise fand ich raus, dass Spinnen wie Wasserläufer über das Wasser laufen können, wenn man sie über Bord wirft. Auch wenn sie zuerst untergehen, tauchen sie gleich wieder auf und rennen zielsicher über's Wasser zum Boot zurück.

Am, vom Bewuchs, etwas rauhen Wasserpass kommen sie noch hoch, aber den glatten Bootsrumpf können sie nicht erklimmen. Zuletzt müssen sie doch die hölzernen Stegdalben hochklettern und dort ihre Netze bauen. Aber was sind eine oder einige über Bord geworfene Spinnen, wenn gleichzeitig Tausende nachwachsen?

Wie in den Vorjahren musste ich im Spätsommer auf Fahrt gehen, die Spinnennetze hätten Golden Wind sonst wie Gulliver mit Millionen Fäden für immer festgemacht. Ich hoffte auf schnelle Strömung des Rheines ab Iffezheim und starken Wind von Sommergewittern. All das kam auch und sogar Hagel dazu, sodass alle Spinnennetze restlos zerrissen, weggeblasen und weggespült wurden.

Nicht so die schlaunen Spinnen, sie sassen in ihren Verstecken und schon am nächsten Morgen hatten sie alle Netze neu gebaut! So ging es die ganze Reise Rhein-ab. Ich bestaunte den Lorelei-Felsen und die Burgen, die Spinnen kümmerten sich um die lokalen Fliegensorten. Auch die lokalen Spinnenpopulationen erhielten eine genetische Auffrischung, weil ich jedes der lästigen Tiere, das ich greifen konnte, ins Wasser warf. Merkwürdigerweise sah ich nie einen Fisch nach den Wasser-laufenden Spinnen schnappen, sodass ich sicher bin, dass sie das Ufer erreichten, wenn sie unser Boot entschwinden sahen.

War es die einsetzende Kälte oder die Nähe des Meeres, je weiter wir nach Norden kamen, umso weniger fleissig erneuerten sie ihre Netze. Es schien mir, dass sie nun alt, gross, dick und faul und vielleicht rheumatisch vom ständigen Wind plus Fahrtwind geworden waren. Sie schienen weniger zu werden. Erst später wurde mir klar, was vorging. Sie waren anderweitig beschäftigt ...

Vor dem Zugang zum IJsselmeer lag ich in einem kleinen idyllischen Hafen und stellte den Mast. Aber zu meiner grossen Verwunderung ging das nicht.

Eigentlich ist Mast-stellen oder -legen auf der Golden Wind eine Minutensache. Alle Leinen sind schon eingeschoren, das Segel liegt in den Lazy Jacks, bereit zum Setzen. Keine einzige Schraube muss gedreht werden, der Kohlefasermast hat keine Wanten, überhaupt keine Stagen, der Mastfuss schwingt um einen Drehbolzen in einen Schlitz, wo – klapp! – die Mastpinne den Mast fixiert und hinter einem Riegel einrastet, fertig. Und Legen geht genauso, nur andersrum.

Hunderte Male hatte ich das schon gemacht. Während der Fahrt, um z. B. unter Brücken durchzukommen, oder unter rücksichtslosen Festmacherleinen der Kreuzfahrtschiffe in Santorin und bei vielen anderen Gelegenheiten, wo normale Segelboote z. B. der „Stande Mastroute“ folgen mussten, Brückengeld bezahlen oder die Mittagspause des Wärters abwarten. Und ein Mastkran war sowieso völlig unnötig vor oder nach dem Slipen.

Das Dschunkenrigg, das diese wunderbaren Möglichkeiten bietet, hat dafür aber auch einige Nachteile. Ich meine jetzt nicht die fama und Zeitungssente, dass es keine Höhe mache und nicht beidrehen könne. Über diesen Unsinn – aufgebracht von völlig ahnungslosen Journalisten – kann ein Dschunkenriggsegler nur noch müde lächeln. Nein, es ist die schiere Menge an Kontroll-Leinen und vor allem die Spinnweb-artige Auffächerung der Schot zu jeder Latte, die das Aufriggeln zu einer echten mentalen Herausforderung macht. Aber das muss man ja nur einmal im Jahr meistern. Die Saison über bleiben alle Leinen dort, wo sie sind, auch wenn der Mast (mit angeschlagenem Segel) viele Male gelegt und gestellt wird. Wenn im Herbst die vielen Leinen (über 10 bei der Golden Wind) rausgezogen werden, muss man sich nur merken, welche war welche. Oder man lässt sie auch über den Winter eingefädelt, falls man nichts am Mast malen muss oder an einer Latte.

Die vielen Leinen und vor allem die Spinnweb-Schoten hatten sich auf dieser Rheinfahrt völlig vertörnt, verheddert, Mast und Segel vielfach umschlungen und neu verknötet, als wären sie verhext. Sowas war noch nie, niemals passiert. Wie war das möglich?

Wieder und wieder hob ich den Mast an und wurde von drum herum kringelnden Leinen gestoppt. Ich dachte, wie sonst genügt ein wenig Schütteln und Ziehen. Alle Klemmen neben dem Niedergang waren ja geöffnet und die Leinen liefen frei und hätten nachgeben können, was sie normalerweise auch immer tun.

Ich hob an, es blockierte irgendwo, ich schüttelte, zupfte hier und da, hob wieder an, wieder geht's nicht usw. usw.

Neben mir im Hafen lag ein grosser Holländer. Aus den bekannten Gründen, für die ich nichts kann, hatte er bei der Ankunft meinen freundlichen Gruß nicht erwidert und nun sass er in seinem hohen Cockpit und las Zeitung, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Trotzdem muss er meine verzweifelte Versuche aus den Augenwinkeln beobachtet haben, denn ganz plötzlich sprang er auf den Fingersteg und schon war er ohne ein Wort zu sagen bei mir an Bord und riss an einer offensichtlich verhedderten Leine rum, dann an einer anderen, dann einer dritten und dann drehte er sich – weiterhin wortlos – um und ging auf sein Schiff zurück und nahm die Zeitungslektüre wieder auf. Ich bedankte mich höflich auf englisch, obwohl er natürlich nicht geholfen hatte, für seine Hilfe, aber er tat so, als hörte er mich nicht. So versuchte ich es alleine weiter.

Das sahen zwei weitere Holländer von Land aus und im Nu waren sie mit Strassenschuhen an Bord und drückten mit roher Gewalt den Mast hoch, der ja eigentlich ganz leicht anzuheben wäre, wenn nicht sämtliche Leinen verheddert und vertörnt gewesen wären. Und was sich nun zwischen Segel und Mast entfaltete, war nichts anderes

als ein riesiges, perfektes Spinnennetz aus Schoten, Lazy Jacks, Zickzackleinen, Rah- und Baum-Achterholer und Vierpart-Fall. Alle kunstvoll miteinander verknötet und verknüpft. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Sowas war noch nie passiert.

Die 2 Holländer wollten sofort beginnen, die Knoten zu lösen, als ich sie bat, das mir zu überlassen. Ich bedankte mich bei ihnen und fing erst mal eine ganze Hand voll riesiger, dicker, langsamer Spinnen, die zwischen den Leinen sass und warf sie nicht ins Wasser, sondern trug sie an Land, wo ein Streifen Riedgras wuchs, da setzte ich sie sorgfältig aus.

Was hatten diese Tiere doch geleistet! Ein wirkliches Spiderman-Boot!! Ich musste es mir lange staunend anschauen, bevor ich anfang, die vielen Knoten zu lösen und die Leinen neu einzufädeln. Es dauerte Stunden. In der Zeit hatten die ausgesetzten Spinnen schon die schönsten neuen Netze zwischen die Rohrkolben gebaut. Und mein holländischer Nachbar war unter Deck verschwunden. Er musste nichtmal lachen über mein Spiderman-boat. Holländer können manchmal noch moffiger als wir Moffen sein. Irgendwie hatte er sich in dem Netz meiner Spinnen verfangen. Am gleichen Tag verliess er grusslos den Hafen.

Ich jedenfalls konnte zuletzt, als nach endlosem Getüdel und Gefädel alles wieder stimmte und sich das Segel probeweise anstandslos setzen und einholen liess, zusammen mit den zwei tatkräftigen Holländern von Land, die zu mir kamen, nachdem sie von einem Café aus zugeschaut hatten, nur erleichtert lachen.

Ob die Spinnen im Schilf auch lachten? Ich hoffe, sie wurden dort glücklich und konnten endlich ungestört ihre Fliegen fangen, mussten aber sicher darüber klagen, dass die süd-deutschen Schnaken besser geschmeckt hatten.

Ich habe daraus gelernt, dass die Schicksalsfäden der Nornen im Geheimen und im Stillen sich rettungslos verheddern können, sodass plötzlich alles, was bisher so leicht von der Hand ging, zu einem plötzlichen Halt kommt.

Wenn man dann tatkräftige Hilfe erhält, die vielleicht etwas grob und mit schmutzigen Stiefeln daherkommt und wenn man dann ausserdem alle Fäden geduldig neu sortiert und entknotet, dann kann doch alles wieder gut werden.

Dann ist es zuletzt sogar besser als vorher. Alle Spinnen haben eine neue Heimat gefunden, keine ist von Spinnenspray vergiftet worden. Nun weben und knüpfen sie an anderen Orten andere Netze, wie die Nornen sich um andere Schicksalsfäden kümmern müssen, wenn unsere glücklich enthedert und neu geordnet sind.


Ich schreibe dies im Hafen meiner geliebten Waddensee-Insel Vlieland. Es ist kühl, der Herbst kommt oder ist schon da. Wenn ich rausschaue, da ist kein einziges Spinnennetz mehr an Bord.

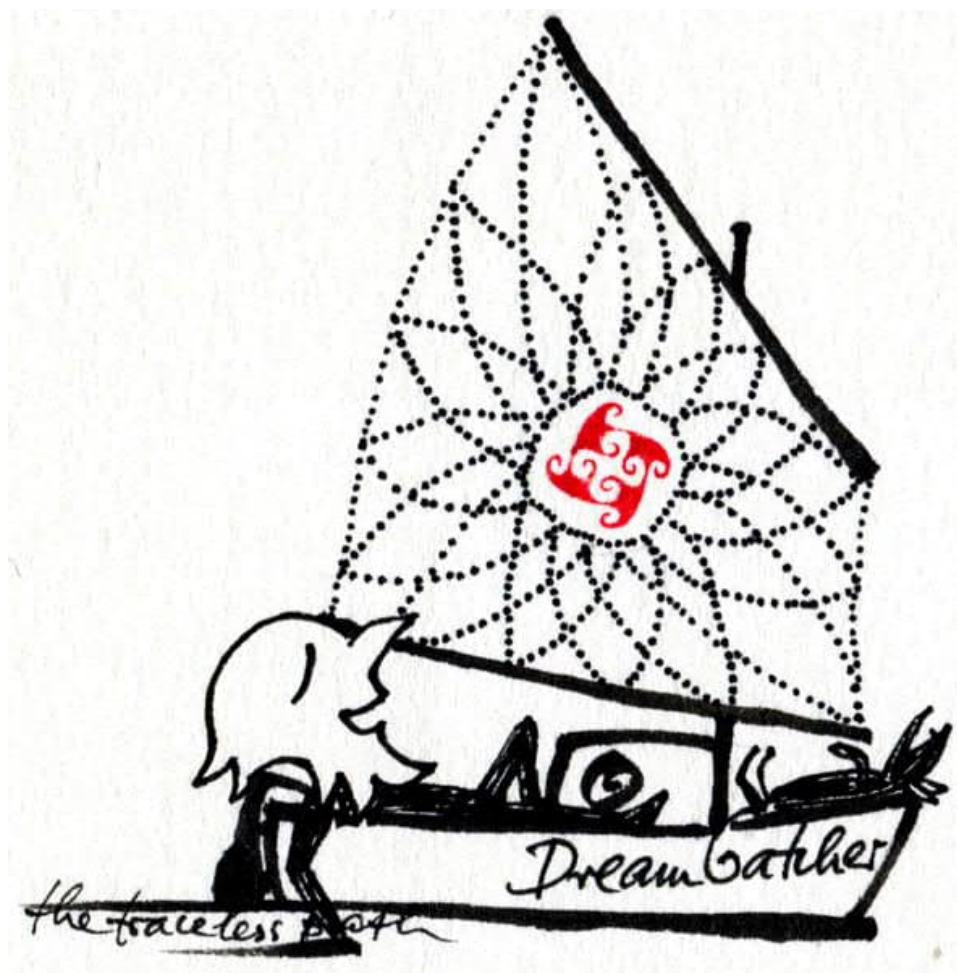


Vielleicht geht es mit den Knoten und Vertörnungen unseres Schicksals ebenso. Der kühle Meereswind bläst die Sorgen von der Stirn. Die Tide kommt und geht mit dem Mond in ruhigem Gleichmass. Nachts wird es nun richtig kalt. Da brennt die Öllampe und der kleine Schiffs-Kachelofen. Dankbar fühle ich die Wärme und sende gute Gedanken und Genesungswünsche zu meiner Liebsten nach Hause.

Zuletzt noch ein versöhnliches Wort zu den Bordspinnen: Dass sie mir eine – zugegeben etwas weit hergeholt und nicht ganz ernst gemeinte – Erklärung für die Rigg-leinen-Verhedderung lieferten, war alleine schon Grund genug, das Spinnen-Spray in Holland ungenutzt zu entsorgen. Viel wichtiger war es, die Spinnennetze nicht zu kontaminieren, weil es für kleine Wunden kein besseres Heilmittel gibt, sogar wirksamer als das hochgeschätzte Arnika. Schon in der allerersten Rheinschleuse hatte ich die segensreiche Wirkung der Spinnenfäden entdeckt.

Weil es die erste Schleuse der Reise war, waren meine Vorbereitungen nur erst ziemlich mangelhaft. Ausserdem musste ich eine Methode erfinden, Vor- und Achterleine gleichzeitig alleine zu bedienen und zudem machte das Frachtschiff vor uns ein Schraubenwasser wie einen Gebirgsbach. Schon hatte ich mir in der Hektik eine böse Schramme am Arm zugezogen, konnte aber die Leinen nicht alleine lassen, um ein Pflaster oder eine Binde zu holen. Eher zufällig streifte ich unter dem mittleren Bügel, wo die Spinnen mit Vorliebe alles zuwebten, mit dem verletzten Arm durch mehrere Netze, die über der Wunde kleben blieben und die Blutung alsbald stillten. Und schon am Abend war die kleine Wunde verheilt. Bis ich Holland erreicht hatte, war meine Schleusen Solo-Technik so weit vervollkommen, dass es keine Schürfwunden mehr gab. Aber bei anderen Gelegenheiten passierten doch wieder kleine Verletzungen. Da legte ich einige Spinnweben unter die Pflaster, was die Heilung enorm beschleunigte.

Nach dieser Reise und diesen Erfahrungen mit Bootsspinnen, ist mein angeborener Ekel vor den fleissigen Netzebauern einer gewissen Achtung gewichen, zumal jeder Seemann auch oft und gerne spinnt, Seemannsgarn. 





### Hafenspaziergang in Holland

Eine kleine Reise endet in einem riesigen Yachthafen am IJsselmeer, und da der Mast so schnell gelegt ist, habe ich viel Zeit, über die Stege zu spazieren, während ich auf den Freund warte, der mich abholen will, sodass Golden Wind per Trailer wieder nach Hause kommt.

Drei Dinge fallen mir in diesem Hafen besonders auf:

1. Wie immer ist Golden Wind die Kleinste, alle sind erheblich grösser.
2. All die Grossen haben Stoff-Spray hoods, nur Golden Wind nichtmehr.
3. Alle sind wirklich fest festgemacht, nur Golden Wind folgt dem Slogan Hawaiis: Hang loose.

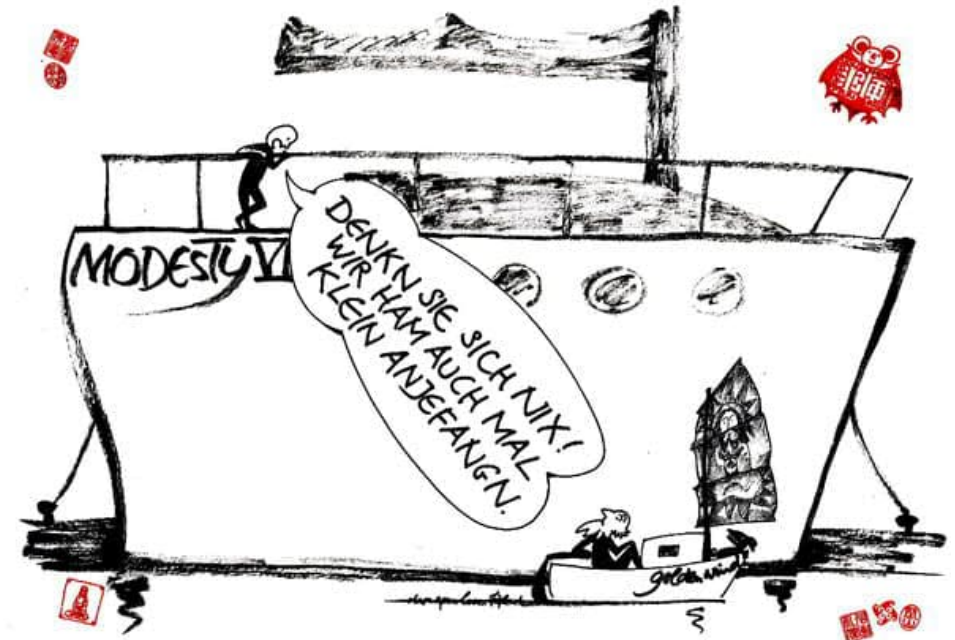
Zu Punkt eins und über das reziproke Verhältnis zwischen IQ und Schiffgrösse ist alles gesagt. Da gibt es nichts mehr hinzuzufügen.

Nur die nette Bemerkung meines Platznachbarn aus Duisburg (mehr als die Hälfte aller Yachten in diesem holländischen Hafen gehören Freizeitkapitänen aus dem Ruhrgebiet). In allem Ernst und ohne Spott und garnicht herablassend sagte er in schönstem Rheinländisch, ohne dass ich ihm irgendeinen Anlass gegeben hätte: „Ach, denken Sie sich nichts, wir haben auch 'mal klein anjefange.“

Also, ich denke schon lange nicht mehr darüber nach, ob unser Bootchen nun klein ist, sehr klein oder gross. Ist ja nun auch egal, wo ich doch garnicht anfangen, sondern aufhören...

Punkt zwei betrifft das Spray hood. Ich habe keines mehr, sondern seit neuestem ein festes Spray hood, eine Art Deckhaus fast wie ein Motorsegler. All die grossen Yachten hier haben Stoff-Spray hoods mit Plastikfenstern. Nur 3 oder 4 traditionelle Boote haben garkeines und ein einziger, ein Riese von vielleicht 18 m hat ein festes wie wir, die Kleinsten im Hafen. Dieses Deckhaus des Grössten im Hafen ist wunderschön, aus naturlackiertem Holz mit betretbarem Teakdeck. All das habe ich leider nicht.

Aber ebenfalls grosse, klare Scheiben und als besonderer Clou: Mein Deckhaus ist abnehmbar, es ist (in Autosprache:) ein Hardtop. Das hat der Riese nicht.



Das Besondere eines Stoff-Spray hoods ist doch, dass das Gestänge dank mehrerer Gelenke wie ein Kinderwagenverdeck weggeklappt werden kann. Hochgestellt schützt das Spray hood den Niedergang, und da es rechts und links weiterreicht, über die ganze Kabinenbreite, schützt es hoch am Wind oder gegenan motorend auch die vorne im Cockpit sitzende Crew vor Spray, der über das ganze Boot geflogen kommt. Daher ja der Name.

Allerdings war es – bis vor kurzem noch – trotz dieses Namens so, dass man (jeder-mann!) das Spray hood runterklappte und festbändselte, sobald man auslief, und erst wieder hochstellte, wenn man irgendwo angelegt hatte. Der Grund dafür: Man ging davon aus, dass ein hochgeklapptes Spray hood den Luftfluss empfindlich störte und die Segelleistung verschlechterte. Zudem sind die Fensterfolien von Anfang an nicht völlig klar und ausserdem verzerren sie das Bild und nach einer oder zwei Seasons werden sie trübe und der Stoff undicht, sodass er nachimprägniert werden muss. Nur leider machen diese Mittel die Folien gänzlich blind. Die Sonne (vor allem in den Tropen) tut ein Weiteres, sie verbrennt das Vinyl regelrecht, es wird braun, bricht und zerbröselt. Aber auch in unseren kalten Regionen leidet die Folie, insbesondere durch's Falten und Knicken, wenn man das Spray hood runterklappt, um zu segeln.

Jahrelang hatten wir neidisch zu Seglern mit Spray hood geäugt, bis wir dann endlich auch eines hatten. Und damals war es noch ganz selbstverständlich, dass man es nur im Hafen aufstellte.



Ich erinnere noch gut, wie wir nach der ersten Reise mit Spray hood am Ende in Porto Cheli Benzin übrig hatten und deswegen noch einen kleinen Ausflug nach Tolon anhängten. Da probierte ich erstmalig und gegen Dos Protest, ob man – es ging gegenan – nicht auch mit stehendem Spray hood fahren könnte. Und wie man das konnte! Es war eine Offenbarung. Kein versalzene Ölzeug und keine verklebten Haare mehr! Zudem war unser Spray hood relativ niedrig, sodass man im Cockpit aufstehen und darüber hinweg schauen konnte. Ähnliche Aha-Erlebnisse hatten offenbar alle anderen Segler auch und bald fuhr jedermann mit aufgestelltem Spray hood, nur die ganz sportlichen nicht. Und die Sicherheitsfanatiker.

Ein englischer Freund schrieb in einem Segel-Heftchen einen mahnenden Artikel, man dürfe nie mit aufgestelltem Spray hood segeln, weil dadurch unerkennbar würde, ob jemand im Cockpit sei oder das Boot per Autopilot laufe und gegebenenfalls nicht ausweichen werde. Tatsächlich kann man von aussen kaum bis garnicht durch die Spray hood-Scheiben durchsehen, von innen nach aussen ja auch nur eingeschränkt. Und das ist doch ganz besonders schade. Heute, wo trotz aller angesprochener Vorbehalte alle immer mit stehenden Spray hoods fahren, blicken alle diese Segler ins Trübe. Meist können sie auch stehend nicht darüber hinweg sehen wie wir auf unserer Golden Wind. Aber nicht nur funktional sind diese Permanent-Spray hoods, die hier in diesem Hafen wie überall ausnahmslos alle Yachten zieren (abgesehen von ein paar Oldtimern) ein Flop, auch ästhetisch sind sie gerade keine Zierde. Die schnell

vergammelnden und faltigen Stoffe und die trüben Fenster bilden oft einen markanten Kontrast zum blitzsauberen und gewachsenen Boot und poliertem V2A.

Und was die Funktion angeht, so sind die Alugestänge nicht sehr fest. Ein uns an Bord besuchender US-Amerikaner hielt sich an unserem Spray hood auf eine Weise fest, dass er es fast wegriss und die Alustangen verbog. Also musste ich zusätzliche V2A-Bügel zum Festhalten darüberbauen, was inzwischen viele Segler gemacht haben. Die ganze Sache ist nicht ausgereift und das Konzept unklar und nicht zu Ende gedacht.

Da die Spray hoods nach wenigen Jahren wieder erneuert werden müssen, warum nicht etwas Solides und Dauerhaftes mit klarem Glas und für immer Regendichtes bauen? Jay Benford baut seine hübschen Bootchen oft von Anfang an mit festen Spray hoods.

Einen Sonderweg gingen die Franzosen, dort setzt man mit Vorliebe eine runde Glas-kuppel, einen Plexiglas-Dom in die Kabinendecke. Ein Rangabzeichen und Impo-nier-Signal wie ein Weissrücken oder ein 14-Ender und genau so unpraktisch. Gischt und Salz und Beschlagen vom Atem machen so einen Dom unbrauchbar – für den Ausguck, beeindruckend ist er auf jeden Fall im Hafen.

Bei den Engländern geht es weniger um Show, aber skurril ist eine deren Alternativen allemal, das Pramhud. Eine kreisrunde Öffnung im Kabinendach wie für den angesprochenen französischen Plexiglas-Dom, verschliessbar mit einem Hurricancover, unverschlossen geschützt von einem runden Spray hood ohne Fenster, sondern mit einer Öffnung, die nach Lee gedreht wird. Das ganze Kuppel-Zeltchen dreht sich auf einer runden Schiene. Das Boot wird von innen gesteuert und auf ein Cockpit oft gänzlich verzichtet. Diese Lösung ist enorm praktisch, ähnlich praktisch wie das Dschunkenrigg und daher gefeiert gegen eine weite Verbreitung. Nur englische Extrem-segler bauen sich sowas, sonst niemand auf der ganzen Welt. Na ja, vielleicht auch jemand in Neuseeland.

Wo genau liegen Vorteile und Nachteile unseres neuen Hardtop-Spray hoods im Vergleich zu den drei Stoff-Spray hoods, die wir davor hatten? Nach einer Reise im Spätsommer Rhein-ab und im Herbst ins holländische Wattenmeer.

Der hohe Preis ist der einzige Nachteil. Der Hauptvorteil ist der Hand-betriebene Scheibenwischer. Aber im Ernst: Es ist bei der Golden Wind das entspannte Sitzen im Cockpit, ohne dass wie früher die Sicherheit dadurch leidet. Die Rundumsicht ist so klar, und man ist dabei herrlich geschützt. (Nach achtern zum Cockpitende gehen schräg drei Stoffbahnen mit Fenstern, die übernahm ich unverändert vom vorhergehenden Stoff-Spray hood.) An eine Besonderheit muss man sich gewöhnen, man hört nun nicht mehr so gut wie durch Stoff. Die Windgeräusche betreffend ist das aber nicht unbedingt ein Nachteil.

Da unsere Scheiben sehr gross sind und klar, ist für andere Bootfahrer dieser Aufbau gut zu durchblicken. Ich weiss das, weil mein Gruß mit der Hand klar gesehen und beantwortet wurde.



Für uns war dieser Umbau als Altersbonus gedacht. Er macht aber Sinn in jedem Alter. Das Segeln wird erleichtert, das Erlebnis vertieft. Vor allem durch die klare Sicht.

Was die Ästhetik angeht, so ist unser neues Hardtop-Spray hood sehr gut den Linien des Deckaufbaus angepasst und daher sehr ansprechend und Golden Wind nicht verunstaltend. Etwas, was man von vielen der Stoff-Spray hoods hier im Hafen nicht sagen kann. Diese grossen, modernen Boote sind aussen so designt, dass sie aussehen, als kämen sie aus dem Windkanal und als führen sie mit einigen 100 km/h über's Wasser (eine sehr fragwürdige Mode). Die später nachträglich darauf gesetzten Spray hoods waren vom Yachtdesigner nicht vorgesehen und wirken so ähnlich wie ein Gartenzwerg im Vorgarten eines im Bauhausstil errichteten Gebäudes. Ich bin sicher, dass die Bootsarchitekten sehr bald feste Spray hoods zeichnen werden, die sich im Stil der übrigen Form der Yacht anpassen. Ob das ein ästhetischer Gewinn sein wird, ist aber fraglich.

Ein Gewinn in Bezug auf Komfort, Sicherheit und Segelfreude ist ein festes Spray hood aber allemal und bei grösseren Schiffen wird es zum bevorzugten Aufenthaltsort. So berichtete mir z. B. die Prüveda-Crew. Das Schibeluk ist aber zur Sicherheit unverzichtbar als letzte Verteidigungslinie. Bei einigen Booten mit grossem Deckhaus ist dieser Sicherheitsaspekt verloren gegangen. Weil die meisten Segler nie in Wetter und Wellensituationen geraten, wo das Spray hood, auch in seiner festen Variante, von Brechern zerstört wird. Wenn man es darauf anlegt, dann braucht das feste Spray hood eine Sollbruchstelle wie eine Eidechse am Schwanz. Diesbezüglich sind die heute üblichen Stoff-Spray hoods nachgiebiger.

Nun zum dritten Punkt, der auch mit Nachgiebigkeit zu tun hat. Aussen an diesem holländischen Hafen befindet sich ein Gästesteg, an dem gestern ein grosses Motorboot mit bayerischer Charter-Crew anlegte. Von der mittleren Klamp banden sie eine doppelte Leine an einen kleinen Belegpoller am Steg und zwar ordentlich fest, wie es sich gehört. Heute früh war der Belegpoller aus dem Steg herausgerissen. Die Klamp an Bord hatte gehalten. Es hätte aber auch andersrum ausgehen können durch den Schwell der Vorbeifahrer.

Im Inneren eines sehr gut geschützten Hafens mag es angehen, alle Festmacher wirklich fest zu machen. Aber auch da ist das nicht sehr fachgerecht. Festmacherleinen müssen Spiel haben.

Wir lernten das auf sehr eindrückliche Weise vor vielen Jahren, als ein Sturm, wie er auch Odysseus gleich zu Anfang seiner langen Heimreise erwischte hatte, uns ums Cap Maleas getrieben hatte. Odysseus verschlug es weit nach N-Afrika. Wir machten es dank Motor hinter dem Cap zur ersten Stadt dort, wo eine lange Pier in den Golf ragte. Da war viel Platz, nur ein Kaiki lag längsseits, also machten auch wir so fest.

Aber kaum waren die Festmacher belegt, keineswegs zu fest, sondern mit gewisser Lose, da riss es uns die Beine weg, so ruckte Golden Wind in dem langen Schwell, der um das Cap herumliefe und nach Norden rollte bis zu der langen Pier. Nun schaute ich genauer zu dem Kaiki. Es lag da in völliger Ruhe und oszillierte ganz langsam mit der langen Dümung mit. Die Festmacher kamen dabei nie stramm wie bei uns, sie lagen ohne Spannung im Wasser.

Sofort machte ich es auch so und sogleich lag Golden Wind völlig ruhig. Es war eine ähnliche Wirkung, wie wenn man vom Segeln zum Beiliegen übergeht. Gummis oder Metallfedern in die Festmacher eingehängt, können ähnlich dämpfend wirken. Wir haben spezielle Festmacher mit eingewebten Gummis. Sobald Schwell (durch Vorbeifahrende oder Windwellen) einen Liegeplatz erreicht, dann sind solche Leinen ein wahrer Segen.

Einem Dschunkenrigg-Segler ist es auch garnicht neu, dass Leinen nicht festgeknallt werden sollen. Auch bei viel Wind sind die vielfach auffächernden Schoten locker und ohne Kraft. Nachgiebigkeit (unverstärkter Mast!) und die Kraft der Kraftersparnis lautet die Weisheit fürs Dschunkenrigg und entsprechend fürs Festmachen. Man sollte besser Lockermachen sagen und Lockermacherleinen statt Festmacherleinen.

Der Tide zu folgen, der Maserung des Lebens und dem Schwell nachzugeben ist auch die allgemeine Lebensführung betreffend ein Zeichen von Altersweisheit und eine gute Übung gegen Erstarrung und Verhärtung. Das lehrt uns ein Boot (je kleiner umso mehr) ja andauernd, wenn wir gegen die Bootsbewegungen nicht auf verspannte Weise ankämpfen, sondern entspannt mit den Bewegungen mitgehen. Wie mit der Tide des Lebens.

Was man doch nicht alles bei einem Spaziergang über die Stege eines holländischen Yachthafens lernen kann! Dabei muss es nicht unbedingt Holland sein. Ein Spaziergang im Geist während der Meditation tut's auch oder sogar besser. Hauptsache: Hang loose! Klar Kimming und small is beautiful ... 🍀



## Beachcomber Hamberle

In den einschlägigen Hafenecken der Welt zwischen Gibraltar, Dokos, der Karibik und Australiens liegen die abenteuerlichsten Boote von hängengebliebenen Seglern, zu erkennen daran, dass kein Zentimeter der Bordwand nicht von Fendern aller denkbaren Farben und Formen geschützt ist. Auch ich wurde im Laufe der Jahrzehnte Spezialist im Erspähen und Einsammeln driftender Fender, habe aber nie die grosse Expertise dieser professionellen Beachcomber erreicht. Auf deren Deck stapeln sich alte Toilettenschüsseln und Holzreste, ganze Baumstämme und Paletten, Fässer und Plastiktanks und all die tausend Dinge, die in den Ozeanen der Welt treiben und die Strände vermüllen. Manche Beachcomber wie Opa Sapo in Villamoura mieteten sogar Garagen, um ihre gefundenen Schätze zu lagern.

Es ist der bereits angesprochene besondere Blick des Seemanns, geschult in Jahrzehnte-langem Ausguck-gehen, der den Beachcomber befähigt, ohne Mühe, wie im Vorbeigehen, Bernstein oder versteinerte Seeigel, kostbare Muscheln oder was auch immer an die Strände driftet oder rollt, zu erkennen und aufzuheben. Aber eigentlich durchkämmt er den Strand nicht, sondern sein Auge des Meeres streift wie zufällig über Seegras, Steine, Sand und den Schaum auslaufender Wellen und seine Hand greift wie ungewollt zu dem Schatz zwischen Müll und Moder.

Es ist dieser nichtfixierende Blick des Seemanns und des Wanderseglers, der nichts anschaut aber deswegen alles wahrnimmt. Die Buddhisten nennen es Achtsamkeit und üben es lebenslang in der Meditation. „Sei achtsam!“ oder „Achtung!“ ist in einem einzigen Wort der ganze edle achtfache Pfad des Buddha zur Erleuchtung, mehr noch, seine tausende Worte aller Sutras und Shastras zusammengefasst in einem Anruf: Wahrschau!

Wie schon angesprochen kann ein pensionierter Seemann oder ein vom Alter an Land verbannter Segler sein Auge des Meeres nichtmehr umstellen, scharfstellen für die Tücken des Landlebens. Lächerliche, kleinliche Revierkämpfe, Streuen von Gerüchten und hinterhältige Bosheiten lernt man nur an Land so richtig. Ein Seemann versteht diese verbissenen Kämpfe ums Territorium einfach nicht. Wenn wie in unserem kleinen Dorf ein angesehener Nachbar an der Grundstücksgrenze um jeden Zentimeter kämpft, Bäume und Büsche pflanzt, auch wenn die Bruchsteinmauer des Nachbarn noch so schön ist, sie muss verdeckt und von Wurzelwerk gefährdet werden. Alle, ausnahmslos alle im Dorf verstehen das, nicht einer lacht über solchen Krampf, nur ein Seemann wendet sich mit Grausen und möchte zu gerne Anker auf gehen, ach, wenn es doch noch ginge. Da geht er wenigstens Beach combing. Auch wenn das Meer noch so weit weg ist, unter dem Pflaster liegt bekanntlich der Strand.

Mein Beachcomb-Revier war jahrzehntelang ein alter, aufgellassener Steinbruch in der Nähe. Auf alten Loren schob ich meine Frau über rostige Schienen, stöberte

in einem baufälligen Holzturm und düsteren Höhlen im Fels herum. Aber vor allem durchstöberte ich den Sperrmüll, den die Dörfler zum Verbrennen in den Steinbruch brachten. Da fand ich manche historische Postkarte, z. B. eine vergilbte Fotokarte des Jugendstilofens, dessen Kacheln mir einst der Schwiegervater geschenkt hatte. In einem alten Gasthaus im bayerischen Wald hatte er Kisten voller alter Ofenkacheln auf dem Speicher gefunden, von denen niemand mehr wusste, wie der Ofen ausgesehen hatte und wo er einst gestanden. Mit einem befreundeten Ofenbauer hatte ich tagelang versucht, das Puzzle der vielen verschiedenen Kacheln zusammenzusetzen, vergebens. Bis ich im Steinbruch das Vorbild-Foto fand, nun ging es ganz leicht.

Die grossen alten Höhlen, wo einst der Sprengstoff des Steinbruchs gelagert worden war, sagten mir nicht zu, aber ganz oben am Steinbruchrand wie am Kraterrand Santorinis mit weitem Blick über das Land, dort fand ich einen alten Unterstand, den sich vielleicht ein Wachposten während des letzten Weltkrieges in den Löss gegraben hatte, der sagte mir zu und ich erweiterte und reinigte ihn, „kämte“ den Boden wie einen Strand oder wie einen Zengarten und sass dort Wetter-geschützt aber mit weitem Blick nach Westen und übte Achtsamkeitsmeditation.

Da das kleine Gebirglein, in das sich der alte Steinbruch einst gefressen hatte, und an dem mein Dorf liegt, der wärmste Ort Deutschlands ist, nannte ich es den „Heissen Berg“. Und wie einst auf dem „Kalten Berg“ in China hauste hier ein unsichtbarer Waldschrat, ein geheimnisvoller Landstreicher, der offenbar auch im Sperrmüll und in alten Papieren der Bauern rumsuchte und der Worte und Begriffe in die Rinde von Bäumen schnitzte und auf Felsplatten kratzte wie „Loslassen!“, „Das Gegenteil ist genau so richtig“ und ähnliches. Sogar auf Herbstblätter hatte er gezeichnet, bis offensichtlich der im Müll gefundene Filzstift leer war. Da legte ich dort einen neuen Stift und diverse wasserfeste Schreiber und Kulis dazu und bereits am nächsten Tag fand ich neue, wunderschöne Ornamente auf buntem Herbstlaub. Zum ersten Mal hatte ich den geheimnisvollen Steinbruchbewohner bemerkt, als er anscheinend meine kleine Höhle während meiner Abwesenheit besucht hatte. Zwar hatte er im Rausgehen sorgfältig die Spuren seiner Fusstritte auf dem Lössboden verwischt, aber sich gerade dadurch verraten wie die sprichwörtliche Seeschildkröte, die mit ihrem Schwanz ihre Fuss-Spuren zum Eierlege vermischt, nur um eine neue Spur, nämlich die des Schwanzes zu legen. Später, als ich mehr über ihn herausgefunden hatte, wurde mir aber klar, dass er seinen Besuch keineswegs verheimlichen wollte, im Gegenteil, der ordentlich gewischte und mit Wellenornamenten versehene Boden sollte wohl eher ein stiller Gruß eines Gleichgesinnten sein, der mit den Spuren seiner gespreizten Finger im Sandboden meiner kleinen Höhle seine Achtsamkeit demonstrierte und seine Achtung vor dem fremden Ort.

Ich bin ganz sicher und felsenfest überzeugt, dieser scheue Mensch hat nie irgendetwas gestohlen oder mitgehen lassen, was nicht offensichtlich weggeworfener Abfall war, wie die Müllhäufen der Dörfler unten im Steinbruch, die nur ab und zu, wenn die Häufen gross geworden waren, angezündet wurden. Mag sein, dass er manchmal auch in die Höfe der Bauern schlich. Im Winter, wenn es in seiner Höhle im Fels zu kalt und feucht war, stieg er wohl mal in eine Bauernscheune.

Es war der Vater des einzigen Dörflers, der ein wenig aus der geistigen Enge des Dorfes herausgespäht hatte in die Weite während seiner Zeit bei der Marine und während der Lektüre H. Hesses, dessen Vater also war es, der den heimlichen Gast des Steinbruchs in einem besonders harten Winter bei sich auf dem Hof erwischte und lautstark vertrieb. Als mir sein Sohn, der frühere Marine-Signaler voller Bedauern und sichtlich betroffen davon erzählte, erfuhr ich den Namen des Mannes: Hamberle. Erst sehr viel später merkte ich, dass das ja gar kein Name sondern ein Synonym für Landstreicher war.

Aber offenbar war er nicht immer Landstreicher. Obwohl ich ihn im Steinbruch oder im Dorf nie gesehen hatte, bin ich sicher, er war es, der bisweilen in der nahen Stadt immer an der gleichen Ecke stand und Unverständliches murmelte, was manchen eiligen Passanten und vor allem shoppende Damen dazu brachte, ihm ein Geldstück zuzustecken. Er trug einen fast bodenlangen Mantel aus festem Stoff mit Fischgrätmuster und einen breittkempigen Hut, der sein Gesicht halb verbarg, die andere Hälfte bedeckte ein riesiger Bart. Nach der Schilderung des Marine-Signalers musste das mein Steinbruch-Kollege Hamberle sein.

In meiner Naivität oder, deutlicher gesagt Dummheit, machte ich dann den schlimmsten Fehler, gut gemeint zwar aber tollpatschig und mit verheerenden Folgen: Überall im Steinbruch, wo ich seine beschrifteten Herbstblätter gefunden hatte, legte ich in Klarsichthüllen Zettel aus, die ich mit seinen bekritzelten Steinen, die ich seit mehreren Jahren gesammelt hatte, beschwerte. Mit folgendem Text: Lieber Hamberle, ich lade dich herzlich ein in mein Haus (Adresse soundso, obwohl ich annehme, dass er schon lange rausgefunden hatte, wo sein Höhlennachbar wohnte). In meiner alten Scheune ist Platz genug und auch im Zimmer hinter meinem alten Kachelofen. Durch deine Gedichte, die ich seit Jahren gefunden und mit grossem Interesse und Gewinn gelesen habe, hast du dir ein dauerndes Bleiberecht bei mir verdient. Auch vom Sohn des Bauern, der dich verjagt hat, soll ich dich grüssen und ausrichten, dass sein Vater nur deshalb so streng und böse reagierte, weil er sein Leben lang von der Freiheit, die du lebst, geträumt hat. In Wahrheit beneidet er dich! (Dieser letzte Satz löste die Katastrophe aus.)

Ich kopierte ca. 20 Zettelchen davon und das grosse Original legte ich vor die angelehnte Tür der Höhle, in der früher der Sprengstoff aufbewahrt worden war und in der ich seine Wohnung vermutete. Ich hatte sie nie betreten, auch jetzt nicht. Als ich sie nach einer Woche doch betrat, fand ich keine Spur von Hamberle mehr, er muss aber dort gelebt haben bis zu dem Tag, als ich den unglücklichen Zettel schrieb und Kopien davon auslegte. Nachdem ich seine leere Höhle gesehen hatte, schaute ich zur Sole des Steinbruchs und entdeckte dort zwischen dem Sperrmüll der Bauern seine Hinterlassenschaft: Eine alte Matratze, eine leere Holzkiste mit Deckel und einen Wasserkrug. Aber das Interessanteste waren einige Hefte und mehrere Handteller-grosse selbstgemachte Büchlein, die er offensichtlich angezündet hatte aber die offenbar einsetzender Schneefall durchnässt und dadurch das Feuer gelöscht hatte.

Was übrig war von seinen Schriften, klaubte ich aus dem Sperrmüllhaufen und nahm es mit nach Hause, bevor die Bauern es gänzlich verbrennen würden. Ich trocknete die Papiere am Kachelofen, wo ich eigentlich hatte Hamberle schon sitzen sehen. Nun lernte ich ihn auf diese Weise kennen, als ich die verklebten und angekohlten Seiten eines alten Schulheftes und danach die insgesamt 7 kleinen selbstgemachten Büchlein sorgfältig Seite für Seite auseinanderzog und die verblasste Schrift entzifferte. Die 7 Büchlein waren nummeriert und enthielten Gedichte, anfangs in englisch. Auch kleine Zeichnungen und Skizzen dazu. Falls ich je dazu komme und das nötige Geld übrig habe, will ich sie zusammen mit den auf Blättern, Rinden und Steinen gefundenen Gedichten und Zeichen in einem Buch mit dem Titel: „Die Gedichte vom Heissen Berg“ veröffentlichen.

Den Schulaufsatz und seinen kurzen Kommentar dazu aus dem Schulheft will ich hier folgen lassen, weil da die Erklärung zu finden ist, warum er so plötzlich flüchtete. Er ist nie wieder, nicht im Dorf und auch nicht in der nahen Stadt oder im Steinbruch gesehen worden. Er verschwand für immer. Aus seinen Texten schliesse ich, dass er einst auch zur See gefahren ist und vor allem, dass er wie ich lange in Japan gelebt hat. Wenn ich mir vorstelle, welche Fülle von Gemeinsamkeiten wir hätten finden können ... (So bin ich ganz sicher, dass er die Gedichte von Han-shan und vor allem dessen Lebensweise im Wald kannte, davon wusste und inspiriert wurde.)

Indem ich hier seine Geschichte erzähle und wie ich als alter Steinbruch-Beachcomber seine Hinterlassenschaften auffas und weiterreiche unter meinen Freunden, hoffe ich im Stillen, dass ihn die Nachricht davon irgendwie und irgendwo erreicht und dass er eines Tages doch vor meiner Haustür steht. Sehr wahrscheinlich, um mich zu beschimpfen.





## Hamberles altes Schulheft

(Ein uraltes, abgewetztes und völlig zerfleddertes Schulheft mit einigen Aufsätzen über verschiedene Themen. Nach dem letzten Aufsatz folgten keine weiteren mehr, sondern offensichtlich Jahrzehnte später die unten folgenden Anmerkungen des nun erwachsenen Hamberle zu dem letzten Aufsatz, der Reaktion des Lehrers und über ähnliche Geschichten, die dazu geführt haben, dass er sich so vollständig aus der Gesellschaft der Menschen zurückzog. Alle Anmerkungen in Klammern stammen nicht von Hamberle sondern von mir.)

(Der letzte Aufsatz des Schulheftes:)

Ein Gegenstand, an den sich Erinnerungen ... (knüpfen?)

Am Beet liegt ein Stein. Er hat in etwa die Grösse eines Mädchen-Kinderkopfes. Der Stein ist keine Schönheit und er glänzt auch nicht so wie die anderen Steine, die neben ihm liegen. Er ist grau und rissig, etwas Moos wächst darauf. Ein Gänseblümchen ... Es schmiegt sein weisses Köpfchen mit den roten Spitzen ... ob es ihn schon lange ... Auf seiner Unterseite gräbt sich ein Loch in ihn hinein, nach hinten wird es breiter. Dort haben Ameisen ihren Bau, sie schaffen emsig ... gar keine Zeit zu haben, den Stein anzuschauen ... Ameisen zu feucht ... schleimige schwarze (Schnecke?) ... So liegt der Stein schon lange, seit man ihn geholt hatte, das Beet einzurahmen.

Es war an einem Abend, lange Zeit bevor an dieser Stelle Ameisen werkten und eine schwarze Schnecke hauste. Auch der Stein war noch nicht da. Er wohnte bei seinen Artgenossen, festgemauert in der Wand eines Hauses ... nicht hoch oben, aber gerade hoch genug, um einem Rotschwänzchenpaar als Nisthöhle zu dienen. Vor ihm standen mächtige Tannen. Sie hoben sich schwarz gegen den noch nicht ganz dunklen Himmel ab. Daneben reckte und streckte eine alte Pappel ihre kahlen Äste ... schaukelte noch ein rot-gelbes, dürres Blatt. Hinter den Bäumen lag die Stadt, düster und verdunkelt, als ob sie das Unheil ahnte, das kommen sollte. Wie ein riesiger Scherenschnitt ragte das gotische Münster über die Dächer. Es würde verschont bleiben. Weit hinten schwammen die Schwarzwaldberge in den Himmel. Es herrschte ein tiefes, ahnungsvolles Schweigen, wie nach dem lautlosen Zucken des Blitzes vor dem Donner ... einziges Luftholen ... Tropfen des Brunnen ... dann waren sie da: eins, zwei, vier, sechs hell leuchtende Punkte am Himmel, dumpfes Brummen und Dröhnen ... Heulen einer Sirene – dann die erste Bombe, ein greller Blitz, ein Krachen, die zweite, dritte, vierte. Nun flog ein schwerer Bombenträger gerade über das Haus, in dessen Mauern der Stein sass. Das Flugzeug flog weiter, aber die Bombe fiel. Plötzlich war der Stein hoch in der Luft, flog über ein Dach hinweg und landete auf der anderen Seite dieses

Hauses in einer Gartenlaube ... Dach durchschlagen ... Stück in die Erde. Er lag da ganz still, rührte sich nicht. Von oben fielen ein paar Splitter ... rieselte ... Noch mehr Bomben fielen, dann war es plötzlich unheimlich still. Es knisterte ganz leise und es roch nach Rauch.

Am Morgen knirschten Schritte. Ein Mann kam. Verwundert blieb er stehen. Schaute zum Dach der Laube, zu dem Stein. Dann kehrte er wieder um, das Knirschen verklang ... wieder. Eine Frau und ein kleiner Junge waren dabei. „Von drüben ist er, als die Bombe ins Nachbarhaus fiel, über unser Dach geflogen – wenn er in unser Dach – besser als 'ne Bombe – dann hier durch's Dach ins Häusle. Sowas, die Bombe hätte auch unser Haus treffen können. Glück für uns! Das andere Haus ist ganz weg, nur noch rauchender Schutt. Niemand hat überlebt“. Der Mann wälzte den Stein um: „Ein Vogelnest war auch noch d'in!“, „Die armen Vögel“, meinte die Frau leise. Wenn es nur die Vögel gewesen wären. In dem Nachbarhaus hatte auch das kleine, von dem Jungen heimlich angebetete Mädchen ... er ihr blutiges Bein mit einem weissen Kinderschuh mit Schnürsenkeln mit roten Spitzen aus den Trümmern ragen gesehen, bevor ihn seine Mutter fortgezerrt hatte. Ach, hätte er doch den Mut gehabt, der kleinen Nachbarin seine Liebe zu zeigen, nun (würde sie es nie erfahren? War alles zu spät?) ... plötzlich war er ... (erwachsen) geworden und kein Kind mehr.

Die drei gingen ... wussten, was ein Menschenleben ... eigenes Heim ... Krieg ... obwohl sie meinten, schuldlos ... Aber da war dieser Stein. Nur der kleine Junge konnte sein schreckliches und anklagendes Schreien hören ... an diesem Tag legte sich ein undurchdringbarer Steinwall um das Herz des Jungen und er wird wahrscheinlich sein Leben lang daran arbeiten müssen wie in einem Steinbruch ... der Frage nach der Ursache von Krieg und Leiden und dem unverdienten Glück, davon(gekommen zu sein) ... aufdecken um den Preis übermächtiger Gefühle.

Die Laube wurde zu Anfeuerholz, der Stein zur Beeteinfassung und die Höhlung für das Vogelnest zur (Ameisenwohnung). Ob der Schutt vom versteinerten Herzen des Jungen dereinst sich zu einer sinnvollen Figur ordnen ...

(Darunter mit roter Tinte und kaum noch zu entziffern:)

... kannst du unmöglich selbst ... wegen Abschreibens und frecher Unehrlichkeit ... 0 Punkte (dick unterstrichen, Datum und Unterschrift unleserlich).

(Nun der Kommentar, den Hamberle sehr wahrscheinlich kurz vor seinem Verschwinden geschrieben hat und in tiefer Verzweiflung zu verbrennen versuchte.)

Wegen der französische Besatzung galt damals das französische Noten-System, bei dem eine Eins 20 Punkte bedeutete und 0 Punkte bedeuteten eine glatte 6, die schlechteste Note.

Unser Deutschlehrer hatte damals die Hefte aller Aufsätze den Schülern einzeln zurückgegeben, die Note genannt und kurz kommentiert. Mein Heft hatte er bis zuletzt aufgehoben. Er rief mich nach vorne, was mir schon höchst unangenehm war, denn ich erwartete zumindest ein kleines Lob. Stattdessen hielt er, sichtlich aufgebracht, eine anklagende und tadelnde Rede, die mich so überraschte, dass ich garnicht zuhören konnte. Nur den letzten Satz erinnere ich. Donnernd fragte er: „Wo hast du das abgeschrieben?“

Ich war so erschrocken, dass ich nichts sagen konnte und nur tief beschämt zu Boden blickte.

„Dieser Aufsatz könnte gut in einer Zeitung stehen, wo hast du ihn gelesen?“

Wieder schwieg ich voller Bestürzung und Scham, heimlich aber doch voller Genugtuung, weil mein Aufsatz sogar gut genug für eine Zeitung wäre. Jahrzehnte später ist er sogar zu einem runden Erinnerungsjahr des Luftangriffes im Lokalblättchen meiner Heimatstadt erschienen, allerdings unter dem Namen meines damaligen Deutschlehrers. Dieser Mann war leider ein klassisches Exemplar vom geist- und ideenlosen Normalbürger, der nicht ertragen konnte, dass andere und sogar kleine Schüler ihm überlegen waren an Originalität und Ideenreichtum. Wie anders dagegen unser Griechischlehrer, der uns Kinder für die geistigen Welten des Humanismus und des Existentialismus und für Homer und die griechischen Philosophen begeisterte, obwohl sein Fach ja eigentlich nur die Sprache war. Daher versteckte er die Anmerkungen über diese Themen in Nebensätzen, die es in sich hatten. So bemerkte er einmal, die grosse Kunst der Ilias sei es, dass sie mit dem Ende der 10 Jahre dauernden Belagerung beginne und erst danach die Vorgeschichte erzähle.

Ohne wirkliches Verständnis hatte ich mir gedacht, wenn das so ein guter Kunstkniff ist, will ich ihn auch mal probieren. Erst Jahrzehnte später lernte ich, dass diese Reihenfolge (vom Ende zum Anfang) im Denken der Asiaten die Regel ist, im Gegensatz zu unserem linearen, geschichtlichen Abläufen folgendem Denken vom Anfang zum Ende hin. Wäre ich nicht so verschüchtert gewesen, wie ich es ja heute immer noch bin, ich hätte ihm antworten müssen: Die Geschichte habe ich genau so selbst erlebt, aber den kunstvollen Aufbau verdanke ich Ihrem Kollegen Griechischlehrer, einem wirklichen Pädagogen.

Danach beschloss ich, diese Schule zu verlassen, was mir auch recht einfach, allerdings verbunden mit ziemlichen Schmerzen, gelang. In der Klasse galt ich als Aussenseiter, wie immer und überall wusste ich zu viel. Unvergessen, wie ich 'mal einige Fotos von Venedig in die Schule mitgebracht hatte. Meine Eltern hatten uns drei Kinder und Gepäck in den kleinen VW-Käfer gepackt und über die Alpen transportiert. Damals eine Expedition. In der Lagune segelten noch die Fischer mit Segeln, auf die grosse Heiligenbilder gemalt waren, auf den Kanälen gab es praktisch nur geruderte Gondeln und wir wohnten in einem kleinen Kloster bei barmherzigen Nonnen. Als

ich den Mitschülern die Fotos zeigte und vom Canal grande erzählte, platzte der Klassen-Primus vor Neid und Missgunst und rief triumphierend: Das heisst doch Canal grand (französisch nasal ausgesprochen). Damit ging er voller Verachtung weg und die meisten anderen folgten ihm. Da stand ich und schwieg betreten und packte schnell meine Fotos wieder ein.

Wochen später fiel dieser Schüler plötzlich aus heiterem Himmel in der Schulpause über mich her. Heute ist mir klar, dass er inzwischen irgendwie erfahren hatte, dass meine Aussprache des Italienischen doch korrekt gewesen war. Zwar war ich eigentlich ein schwächlicher, sehr dünner Junge und bei den üblichen Raufereien im Schulhof hatte ich bald erkennen müssen, dass ich überhaupt nicht boxen konnte wie die meisten Anderen, ich war zu langsam und hatte auch Hemmungen, zuzuschlagen. Aber ringen konnte ich besser als alle, weil ich mir einen besonderen Trick ausgedacht hatte: Unverhofft umschlang ich dem Gegner den Hals und zwang ihn in den sogenannten „Schwitzkasten“, wo ich ihn festhielt, bis er aufgab. Das gelang mir nun auch bei dem durch den Canal grande so erzürnten Klassen-Primus. Mit rotem Kopf rief er: „Warte nur, nachher kriege ich dich noch und werde dich blutig boxen!“ Also würgte ich ihn nur noch fester, bis er versprach, mich später nicht zu boxen. Daraus entwickelte sich ein Ritual, jeden Morgen musste ich ihn durch meinen blitzschnellen Spezialgriff in den „Schwitzkasten“ nehmen, bis er versprach, mich heute nicht zu boxen. Warum ich mir das der Einfachheit halber nicht gleich für längere Zeit oder für immer versprechen liess, weiss ich nicht. Vielleicht denken und planen Kinder immer nur von Tag zu Tag.

Jedenfalls war es am nächsten Tag nach der fatalen Rückgabe meines angeblich geklauten Schulaufsatzes sehr einfach, meiner Mutter zu demonstrieren, dass ich auf der falschen Schule war. Ich nahm in der Frühe den Primus zwar wie üblich in den Schwitzkasten, verzichtete aber absichtlich auf das Nicht-Boxen-Versprechen. Und tatsächlich wartete er nach Schulschluss auf mich und richtete mich – auch weil ich mehrere Chancen, ihn in den Schwitzkasten zu zwingen, ausliess – fürchterlich zu. Mit blutender Nase und geschwollenen Augen kam ich nach Hause und brauchte nichts zu sagen. Meine besorgte Mutter meldete mich sofort ab und ich kam auf ein privates Schulinternat weit weg von zu Hause.

Daher war dies also mein letzter Schulaufsatz in diesem Heft und an dieser Schule bei diesem „Lehrer“. Im Schulaufsatzheft der neuen Schule stand nur ein einziger Aufsatz. Ich habe es nichtmehr und auch das Thema vergessen. Überhaupt ist es ein Wunder, dass ich dieses Heft hier nach so vielen Jahren immer noch mit mir rumtrage. Wahrscheinlich, weil ich endlich begreifen wollte, was ich immer wieder falsch machte. Falls ich es nun als alter Mann herausgefunden habe, will ich es hier aufschreiben und dann das alles vergessen und das alte Heft und die alte Last ein für alle Mal wegwerfen.

In dem Internat passierte nämlich folgendes:

Ich war im laufenden Schuljahr in eine mir neue Klasse gekommen und schon bald wurde ein Aufsatz geschrieben. Der Lehrer, ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier und Haudegen, verteilte die benoteten Hefte ebenfalls einzeln. Nur erhielt ich meines nicht wieder als Letzter, sondern zuerst. Ich musste auch nicht nach vorne kommen, sondern er warf mir das Heft mit Abscheu auf mein Pult und sagte verächtlich: Hier ist ein neuer Schüler in unserer Klasse erschienen. Leider hat er den besten Aufsatz geschrieben und ich musste ihm eine Eins geben. Hier in unserem Internat wollen wir solche vorlauten Typen nicht. Wenn man irgendwo neu ist, dann drängt man sich nicht nach vorne, sondern hält sich erst mal bescheiden zurück und spielt sich nicht auf als etwas Besonderes.

Wieder schwieg ich betroffen und die neuen Mitschüler schauten mich mitleidig an. Aber in der Schulpause ging ich zu diesem Lehrer und fragte ihn, ob er lieber dumme Schüler hätte. Da holte er weit aus und schlug mich mit solcher Gewalt ins Gesicht, dass ich tagelang meinen Unterkiefer kaum noch und nur mit sehr grossen Schmerzen bewegen konnte.

Während des Schlages hatte er gebrüllt: Ja, lieber dumme Schüler, die sich dafür aber zu benehmen wissen! Man kaut nicht sein Pausenbrot, während man mit seinem Lehrer spricht!

Der Zufall wollte es, dass in der Klasse ein Mitschüler neben mir sass, der sich bei einer Kunsthochschule angemeldet hatte. Falls man gut genug sei, würde man dort auch ohne Abitur, also ohne Schulabschluss, aufgenommen. Noch am gleichen Tag meldete ich mich dort an und bestand die Aufnahmeprüfung als Primus und blieb es während des gesamten Kunststudiums, sodass die Abschlussprüfungskommission mir, zusammen mit einer Kommilitonin, die Hochschulreife verlieh. War nun alles in Ordnung und vergessen?

Leider nicht. Das alte Scheiss-Spiel ging weiter und weiter und weiter, bis heute! Mein Grafik-Lehrer dort war Experte für Briefmarkendesign und die Mitschüler mussten mich darauf hinweisen, dass er Elemente einer Zeichnung von mir dafür verwendet hatte. Wie Jahre später, als mich die immer gleichen deprimierenden Erfahrungen bis in ein buddhistisches Kloster getrieben hatten. Übrigens war das Deprimierende nicht die Tatsache des Unrechts, sondern die darauf unweigerlich folgende Reaktion des Täters, dessen Scham sich regelmässig in Hass verwandelte, wie bei jenem Klassenprimus und wie schon in der allerersten Schulklasse an einer Waldorfschule (hier folgen mehrere von Feuer und anschliessendem Schnee unleserlich gemachte Absätze, wie ich auch im übrigen Text unleserliche Stellen häufig ergänzt und gekürzt habe, auf eigene Verantwortung, denn ach, es hilft ja nicht weiter, immer nur deprimierende Episoden zu erzählen. Aber gerade in einer Waldorfschule und mehr noch bei den Buddhisten hätte man doch gehofft, dass dort Menschen wären, die diesen circulus vitiosus von

Unrecht, gefolgt von weiterem Unrecht aus Scham widerstehen könnten.) Wie kann es sein, dass ich im Buch eines berühmten Zenmeisters wörtlich lese, was ich ihm einst im Dokusan sagte? (Dokusan ist die streng geschützte, private Unterredung.) Oder die Betrügereien und das Schmücken mit fremden Federn eines Tee-Meisters? Mit unweigerlich und regelhaft folgendem Hass ...

Da gibt es doch nur einen einzigen Ausweg: Weg von den Menschen, deren Hauptleidenschaft Neid und Missgunst sind. Als Landstreicher, Bettler, der in einem aufgelassenen Steinbruch haust, denkt man, müsste man doch die Aggressionen der Bürger, die in schönen Häusern leben, Beruf und Familie und ein gesichertes Einkommen haben, besänftigen. Den Neid dieser Bürger könnte doch nie und nimmer ein unscheinbarer Habenichtes erregen.

Und doch, man neidet ihm seine Freiheit!

Es gibt nur eine Lösung:

Als ewiger, ruheloser Wanderer, weiter und weiter durch die Welt, durch die Welten, durch wieder neue und neue Leben zu ziehen, von Horizont zu Horizont, vom Leben zum Tod zu neuem Leben.

Hausloser und heimatloser Geselle!

Das ist das bisschen Glück und der gerechte Preis für einen freien Geist. Das war mein Fehler ein Leben lang.

(Hier endet Hamberles Kommentar zu seinem Schulaufsatz. In seinen teilweise verbrannten Gedichtbüchlein hat er höchstens in Andeutungen von dieser Schattenseite seiner Begabung und Kunstfertigkeit gesprochen. Nur hier. Und hier klingt es wie ein Abschied für immer. Er ist nie wieder gesehen worden. Aber er hinterlässt uns Normalbürgern eine Mahnung und Verpflichtung, den dunklen Schatten unseres Gesellschaftssystems nachzugehen, Neid und Missgunst überall und jederzeit – heute vor allem im Internet – entschlossen entgegenzutreten. Toleranz zu üben und Verständnis zu zeigen für Aussenseiter und solche Menschen mit ungewöhnlichen Begabungen nicht weiterhin zu stigmatisieren und in Höhlen in aufgelassene Steinbrüche und in ein Bettlerleben zu vertreiben. Wobei das Schlimmste ist, dass Menschen wie Hamberle dafür die Schuld sogar bei sich selbst suchen, mit tragischen Folgen.) ☞





## Das Toilettenrohr und das Schwemmholz

Unsere Golden Wind ist ein wenig ungewöhnlich. Würde ich so ein Boot irgendwo in einem Hafen sehen und der Eigner sässe gerade im Cockpit und machte einen freundlichen Eindruck, ich würde ihn ansprechen und hätte so einige Fragen. Von Bordhund bis Kohlefasermast ohne Stagen, von Tiefgang (50 cm) bis Designer (David Thomas), Segel- und Rumpfbemalung (Golden Wind auf chinesisch und Christus im Lotossitz etc. etc.), Nationalflagge (Dibberns Weltbürgerflagge) bis zu den doppelten Steckschottschienen und vieler anderer Sonderbarkeiten.

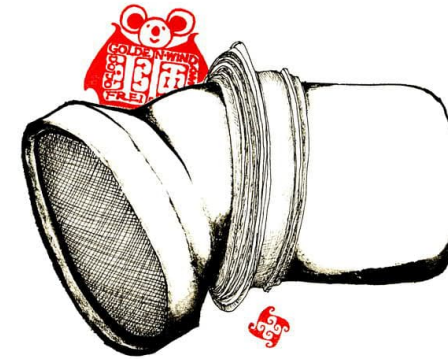
Was ich natürlich nicht fragen würde, wären die gängigen Fragen von ignoranten Nichtseglern wie: Ankern Sie nachts auf dem Meer zum Schlafen? Die gängigen Fragen von wohlinformierten Segelexperten sind aber leider noch abwegiger: Was machen Sie, wenn Sie sich 'mal freikreuzen müssen, mit einem Rigg, das bekanntlich keine Höhe machen kann? Und was in einem Sturm mit einem Rigg, mit dem man nicht bei-drehen und -liegen kann? Diese weit verbreiteten Latrinenparolen. Da sind diese Experten leider dem Quatsch von unwissenden Segel-Journalisten aufgefressen. Und weil sie diesen Unsinn aus berufenem Munde bzw. Feder oder Tastatur haben, fragen diese Segelfachleute auch garnicht, sondern urteilen und verurteilen lauthals und vernehmlich für den ganzen Hafen:

Mit einem Rigg, das keine Höhe macht und mit dem man bei Sturm nicht beidrehen kann, auf See zu gehen ist unverantwortlich! Und dann schreiten sie kopfschüttelnd davon und geben mir keine Gelegenheit, zu antworten. Dabei bin ich ja auch garnicht scharf darauf, zum hundertsten Male immer wieder die gleichen Geschichten zu erzählen. Es langweilt mich fürchterlich und ist eh hoffnungslos, sie würden mir sowieso nicht glauben. Man glaubt lieber einem Segel-Journalisten, der noch nie ein Dschunkenrigg-Boot gesegelt hat, statt einem schlichten Dschunkenrigg-Segler mit einem Log von einigen 10.000 Meilen.

Aber lassen wir das mal beiseite. Es kommt nämlich (leider) auch oft vor, dass diese Segelexperten, die eigentlich schon alles wissen und beurteilen und gewöhnlich verurteilen, an der Golden Wind 2 winzige Details entdecken, die sie nicht verstehen und nach denen sie voller Interesse fragen. Immer nur diese 2 völlig unwesentlichen Nebensachen. Alles, was in meinen Augen viel wesentlicher und interessanter wäre, wird ignoriert. Nur dies nicht: Das Toilettenrohr und das Stück Treibholz. Das interessiert diese Experten brennend. Ich muss es in Gottes Namen einmal aufschreiben. Die 2 grossen Geheimnisse der Golden Wind, hier geoffenbart:

Punkt A, das Toilettenrohr

Das ist garnicht meine eigene Idee. Ich fand sie in einer Yachtzeitschrift. Leider die fragenden Experten nicht, sie haben diesen schlaun Kniff überlesen.



In der vorderen, senkrechten Kabinenfront befindet sich ein kleines, rundes Bullauge. Zufällig entspricht sein Innendurchmesser fast genau 11 cm. So kann man von innen ein Toilettenanschlussrohr durch das geöffnete Bullauge stecken. Die Gummimanschette dieses kurzen Rohrstücks, die dafür gedacht ist, das Porzellanrohr der Toilettenschüssel zum Plastikablaufrohr abzudichten, dichtet nun das Bullauge ab und fixiert dabei das Rohr im Fenster, sodass die grössere Öffnung innen anliegt, das Rohrstück selbst ragt ca. 10 cm nach aussen zum Vordeck. Dieses Rohrstück ist gewöhnlich leicht gewinkelt und schützt nun perfekt gegen Regen. Und auch gegen Moskitos, wenn - wie bei uns - in die innere Öffnung ein Fliegengitter eingeklebt wurde. Man erhält so eine Regen-geschützte und Fliegen-dichte Dauerlüftung der Kabine nach vorne, die immer offen bleiben kann, auch wenn man das Boot alleine lässt. Beim Segeln nimmt man das Rohr mit einem Handgriff wieder nach innen raus und verschliesst das Bullauge. Ein kleines Risiko ist, dass wohlmeinende oder unachtsame Nebenlieger mit dem Wasserschlauch auf's Vordeck spritzen und dabei Wasser in die Kabine geraten kann. Bei offengelassenem Seitenfenster ist diese Gefahr aber viel grösser. Das weit grössere Risiko ist, dass dieses vorstehende Rohr alle Segler so irritiert, dass man Stunden damit vertut, zu erklären, worum es sich handelt.

Das Gleiche gilt für Punkt B, das Treibholzstück:

An der Rückseite der Kabine neben dem Niedergang befindet sich eine selbstgebaute Halterung aus V2A für den GPS. Man steckt das Gerät von oben hinein, seitliche, gebogene Laschen halten es fest, auch von unten, mit Platz für das Stromkabel. Da sich das GPS-Gerät gewöhnlich in einer weiteren Halterung innen über dem Kartentisch befindet, bleibt diese Aussenhalterung meist unbenutzt. Nur bei besonders kniffligen Passagen, wenn man den Wegepunkten ganz genau folgen muss oder wenn man Geschwindigkeitsveränderungen durch Segeltrimm kontrollieren will und bei anderen, seltenen Gelegenheiten, befindet sich der GPS in dieser Aussenhalterung, meistens ist diese Halterung im Cockpit leer.




Dadurch ragen die seitlichen Laschen aber vor und Leinen oder Kleidung können sich darin verfangen oder daran hängen bleiben. Das störte mich immer wieder, bis ich am Strand von Rhodos zufällig über ein Holzstück stolperte, das genau die Grösse und Form des GPS-Gerätes hatte. Es war ein Stück einer alten Bootsplanke noch mit Farbresten. Ein wenig mit dem Messer bearbeitet und es passte genau in die Halterung, an der sich nun nichts mehr verfangen konnte. Noch vervollkommenet durch

ein kleines Zeiger-Thermometer, das ich in einem Laden eines dänischen Städtchens fand und für das ich in das Holzstück eine Vertiefung schnitzte, in die es genau hineinpasste. Fertig ist Bootsrätsel Nr. 2.

Was ist denn das!?

Wenn ich 'mal Zeit hätte, sollte ich in die blaue Farbe schnitzen: Dies ist ein Fake-GPS. Auf Bootsausstellungen werden bisweilen Holzmodelle der neuesten elektronischen Geräte wie GPS gezeigt, weil die echten Geräte noch nicht zu haben sind. Das wäre natürlich auch ein Entgegenkommen für die fragenden Experten, wenn im Cockpit kein offensichtliches Stück Treibholz hinge, sondern etwas, das wie ein elektronisches Gerät aussieht und alle Fragen würden sich erübrigen.

Denn es sind ja nicht nur beim Bootssport, sondern auch im „richtigen“ Leben immer die kleinen, eigentlich nebensächlichen Dinge, die die Menschen beschäftigen. Die grossen Fragen des Segelns, des Lebens und des Sterbens, die verschwinden unter dem alltäglichen Wust von Nichtigkeiten und Kleinkram. Erst weit draussen auf dem Meer unter einem leuchtenden Sternenhimmel kann es geschehen, dass man sich einer Weite öffnet, von der man an Land, auch als Steg-Experte, nie etwas ahnen kann.

Lieber Leser, das, genau dies, was wirklich wichtig ist, darauf wollte ich hinweisen. Ich erzähle über diese Petitessen, um den Leser zu animieren, Augen, Ohren und Geist zu öffnen für das, worauf es tatsächlich ankommt, das wirklich Grosse und Schöne auf dem Wasser wie ganz allgemein im Leben. Und ganz zuletzt mag jemand dann doch noch erkennen, dass das ganz Grosse und Höchste sogar im Kleinsten und Niedrigsten zu finden wäre. Gibt es einen Segler, der darüber sprechen möchte? Wahrscheinlich lieber schweigen. Nun denn, schweigen wir gemeinsam. Auf dem wahren spurlosen Pfad. 



## Der Segelverein 70 plus minus Bordfrau

Schon früher habe ich mich über Segeln als Greisensport ausgelassen. Nur bemerkte ich damals noch garnicht, dass sich spontan in jedem Hafen immer auf's neue ein informeller Verein der Segler vom Alter 70 plus Jahren bildet. Erst als ich auch – wie alle diese vereinsamten Greise – alleine segeln musste, weil Do schwer krank geworden war, wurde ich aufgenommen und erkannt. Nun erkannte auch ich meine Leidensgenossen. Ohne viel Fragen und lange Erklärungen durchschauten und verstanden wir uns sofort. Völlig unnötig, sich gegenseitig vorzustellen mit Selbstverständlichkeiten und überflüssigen Floskeln wie: Auch alleine unterwegs?

Nein, es ging sofort in medias res: Meine Frau ist blind geworden, meine ist letztes Jahr gestorben, meine will nicht mehr mitkommen, was die häufigste Erklärung war. Auch wenn die Ehefrauen und Partnerinnen früher tapfer jede Reise mitführen, für Proviant und frische Bettwäsche und vor allem als notwendiges corrigens für Vernunft an Bord und bei der Reiseplanung sorgten, mit dem fortschreitendem Alter liess die Motivation mehr und mehr nach, Begeisterung hatte sowieso selten geherrscht. Nun, im Gegenteil, wurde die Liebhaberei des Mannes eine Last.

„Wahre Liebe“ hiess das Boot eines Stegnachbarn, dessen Frau trotzdem noch mitkam. Ich fragte sie, warum sie sich diesen Bootsnamen gefallen lasse. Ach, sagte sie, wenigstens ist es nur ein Boot. Ihre Körpersprache verriet dabei aber überdeutlich ebenso wie der Ton ihrer Stimme, dass ihr Mann ab der nächsten Saison ein Neuzugang im 70 plus minus Bordfrau Verein werden würde. Ganz grundsätzlich ist es doch die grosse Frage, ob wir Mitglieder dieses traurigen Vereins nicht vielleicht von Altersstarrsinn und beginnender Demenz befallen sind und nicht bemerken, wie dümmlich unser Verhalten doch in Wahrheit ist, und wie klug und konform mit den Umständen unsere Frauen handeln. Nun sei es genug, erkennen sie mit ungetrübter Sachlichkeit, auch wenn sie einst mit Enthusiasmus dabei gewesen waren.

Das Verhalten der 70 plus/minus Clubmitglieder erinnert sehr an einen Pensionisten, der weiterhin unermüdlich jeden Morgen seine Aktentasche packt und zur Arbeit geht. So gibt er jedenfalls vor, in Wahrheit sitzt er den ganzen Tag auf einer Parkbank oder in einem Cafe und schauspielert nur, dass er müde von der Arbeit ist, wenn er abends heimkommt.

Bekanntlich sterben über 80% der Rentner im ersten Jahr nach Eintritt in den Ruhestand. Unsere mentale Grundstruktur unterscheidet sich da überhaupt nicht von der von Naturvölkern, sog. Primitiven, bei denen eine Tabuverletzung oder ein Fluch ebenfalls zu einem frühen Tod führen können. Und in beiden Fällen (Rentner wie „Primitiver“) werden die, die seelisch stabil genug sind, die erste Zeit, das erste Jahr, überleben. Die haben es geschafft und werden uralte.

Alle Mitglieder unseres informellen Vereins 70 plus/minus sind pensioniert, in Rente oder emeritiert. Die Yacht ist nun ihre Parkbank und Seelenstütze. Nichtmehr Vehikel für Fahrten wie früher oder Werkstatt und Bastelobjekt. Nein, wortwörtlich Bank. Cockpitbank, wo sie sitzen und in die Sonne blinzeln oder montags Spiegel lesen und ansonsten mit den Vereinsmitgliedern plaudern, vorzugsweise darüber, wie früher alles besser gewesen sei.

Dabei war früher überhaupt nicht alles besser, im Gegenteil, es gab kein GPS, keine LED-Lichter und vor allem keine Zeit, Freizeit und Muse. Besser war lediglich man selbst: Die Hüft- und Kniegelenke, der Rücken, die Augen, das Gehör und vor allem das Gedächtnis. Man fand mühelos die passenden Wörter und erkannte klar und deutlich die Realität, die man heute nicht wahr haben will und einnebelt in Wolken von Illusionen und Wunschdenken.

Wir 70 plus/minus Mitglieder wissen das ja eigentlich oder ahnen es und unsere Frauen haben es uns schon immer erklärt. Nur wir akzeptieren es erst, wenn der Prostataumor endlich unerträglich geworden ist oder irgendein anderes lange verdrängtes Leiden.


Wenn dann das Boot verkauft werden muss, das ist wie ein Todesurteil und oft vollstreckt es sich umgehend selbst. Das wissen wir oder ahnen wir und haben es bei ehemaligen Clubkameraden oft genug erlebt, sodass wir diesen Moment fürchten. Bootskauf und -verkauf sind keineswegs die zwei glücklichsten Momente eines Seglerlebens. Allenfalls der Tag des Kaufes.

Wirklich, es ist ein trauriger Segelverein 70 plus/minus, der sich jeden Nachmittag in vielen Häfen konstituiert. Aber er ist für viele von uns der letzte Halt am Leben, das uns zu entgleiten droht. Vor kurzem kam ein Unwürdiger zu unserer Steg-Runde alter und uralter Segler und wollte sich dazugesellen, obwohl er nicht (noch nicht) alleine segelte. In einem Nebensatz verriet er, dass an Bord seine Frau auf ihn wartete.

Sogleich breitete sich eine eisige Stimmung der Ablehnung aus. Voller Entrüstung machte ich mich zum Vereinssprecher und rief mit donnernder Stimme: Bitte lass uns hier alleine und hau' ab zu deinem Boot und nehme dort sofort deine Frau in den Arm!

Solche Leute wissen offenbar garnicht, dass sie im Schlaraffenland leben. Man muss sie mit der Nase darauf stossen. Ach, wie schade, dass wir damals, als unsere Frauen noch mitkamen, nie jemand getroffen haben, der uns das mal so klipp und klar gesagt hätte. Nun ist es zu spät.

Nun bleibt uns nur die Erinnerung und die oft deprimierende Gemeinschaft mit den ebenfalls vereinsamten Leidensgenossen. Immerhin, ein kleiner, ziemlich kleiner Trost. Aber manchmal können wir sogar zusammen über uns selbst lachen.

Mit Galgenhumor ... 





### Kynismus an Bord

Nach zwei vorhergehenden Hunde-Artikelchen (einer über Schipperke allgemein, einer speziell über unsere Kuro) hier über Hundeliebe, Hundesöhne und Hündischeit im weitesten Sinne und im engeren Sinn speziell an Bord. (Wobei Sinn bekanntlich Weg bzw. Reise bedeutet, also über Bootsreisen mit Bordhund.)

Der Segellehrer der Nation, B. Schenk hat – wie oben bereits erwähnt – erklärt, ohne neueste elektronische Geräte auf See zu gehen, sei heutzutage schlechte Seemannschaft. Ähnlich pointiert und übertreibend sage ich: Noch schlechtere Seemannschaft ist es, ohne einen geeigneten Bordhund! Und wirklich geeignet als Bordhund ist nur ein Schipperke, die einzige speziell für Segelschiffe gezüchtete Hunderasse. Obwohl eine der ältesten europäischen Hunderassen, leider so gut wie unbekannt, unter Seglern erstrecht. Da werden viel zu grosse Hunde mitgenommen, die an Bord Angst haben, sich nicht lösen können und völlig nutzlos sind. Gerade diesen Herbst 2012 hat unsere kleine Kuro wieder eindrucksvoll ihre angeborene exzellente Seemannschaft demonstriert, als sie in Holland bei plötzlich aufgekommenem Nebel jedes sich nähernde Frachtschiff, lange bevor ich es hören oder gar sehen konnte, verbellte. Wie berichtet verbellte sie auch auf dem offenen Meer am Horizont erscheinende Schiffe. Aber auch Delphine und vor allem unangenehme Hafen- und Zollbeamte. Als wir die Donau hinabfuhren, hat sie uns erfolgreich nicht nur vor Dieben geschützt, sondern vor allem vor korrupten Beamten. In Rumänien und Bulgarien kommen diese schleimigen Kerle an Bord und verlangen Geld oder Naturalien (Schnaps oder Zigaretten). Aber nicht bei uns!

Ich musste kein Wort sagen, nichtmal mit einem Auge blinzeln o. ä. Unsere Kuro weiss immer ganz genau, was ich denke. Wenn solche Typen erschienen, stürzte sie sich sofort auf die und machte (mit ihren eindrucksvollen Reisszähnen) so eine show, dass gestandene Männer wegliefen wie Hasen.

Dass ein so winziger Hund (4 kg) dermassen furchterregend ist, mag auch von seiner schwarzen, teuflischen Farbe herrühren und der geradezu unglaublichen Flinkheit. Aber vor allem sind in diesen S-O-europäischen Ländern die Menschen bei Hunden ein ganz anderes Verhalten gewöhnt. Die vielen streunenden und verwilderten Hunde dort verhalten sich ängstlich und unterwürfig. Entsprechend das Verhalten der Menschen: Je weiter wir nach Südosten vorankamen, umso herzloser der Umgang mit Tieren ganz allgemein und mit Hunden speziell.

Sobald man den islamischen Kulturkreis erreicht, wird es mit Hunden dann ganz schwierig. Weil in Istanbul unser Boot auf der asiatischen Seite lag, benutzten wir häufig die Fähre. Da bemerkten wir mit Verwunderung, dass die mitfahrenden Türken, kaum dass sie unsere kleine Kuro gesehen hatten, weit und immer weiter von uns wegrückten, sodass sich um uns spontan eine Art Sperrgebiet bildete. Erst da erfuhren wir, dass Moslems aus pseudoreligiösen Gründen nicht nur Schweine, sondern auch Hunde strikt ablehnen. Später fragte Do einen Arzt-Kollegen aus Palästina, was das solle. Der betonte, keineswegs hätten Moslems etwas gegen Hunde. Nur gegen deren Spucke!

Und da ist was dran. Im Hundemaul siedeln für Menschen gefährliche Erreger, die in keine offene (Menschen-)Wunde gelangen sollten. Ich bin aber sicher, dass im Maul des hoch angesehenen Kamels (denn nur es kennt nämlich den 100. Namen Allahs und schaut daher so überheblich) ebenfalls nicht nur harmlose Bakterien wohnen. Sogar im Menschenmund.

Die Ablehnung gewisser Tiere hat weniger rationale Gründe und basiert eher auf uralten Tabus, die Gemeinschaft-stiftend wirken und zur Abgrenzung und Selbstvergewisserung dienen. Zudem ist sentimentale Tierliebe eine typisch nordeuropäische Marotte. Im Süden werden Esel brutal getreten und überladen, Stiere zum Vergnügen und als archaisches Ritual gequält und getötet. Ähnlich das Verhältnis vieler Südeuropäer zum Meer in frappierendem Gegensatz zur romantischen Liebe zu Segelreisen als Lustreisen bei uns, dort unverhüllte Abneigung. Auch Jesus bildet keine Ausnahme, als er die Schweineherde verhext und ins Meer zum Ertrinken schickt.

So weit her ist es mit der franziskanischen Tierliebe von uns Christen auch nicht. Hundesohn, Dreckschwein, dummes Kamel etc. etc., alles bei uns beliebte Schimpfwörter. Der nette Gedanke, der Hund sei der älteste tierische Freund des Menschen, blendet völlig aus, warum seine wilden Vorfahren einst dem Menschenrudel folgten. Nicht aus Freundschaft. So wenig wie heutige Hunde aus Freundschaft gehorchen, sondern nur aus Berechnung: Herrchen/Frauchen gibt mir einen Belohnungs-Keks. So unschön es klingt, der Hund kam zum Mensch, weil er dessen Scheisse frass. Noch heute kommt das vor, jeder Hundebesitzer hat die peinliche Erfahrung machen müssen und schleunigst verdrängt, Hunde sind Kotfresser wie die heiligen Scarabäen, die Pillendreher.

Diese unappetitliche Geschichte verlangt nach einer Erklärung. Viele Tiere räumen den Kot des Nachwuchses aus dem Nest und manche werfen ihn nicht raus, sondern fressen ihn. Kot zu fressen ist für Tiere die beste Möglichkeit des Sauberhaltens. Diesen Instinkt haben auch Hunde und wenn sie miterleben, wie Herrchen den Hundekot mit einer Kelle umgehend vom Vordeck räumt und über Bord verschwinden lässt, wie an Land in speziellen Tüten, dann kann ein lernfreudiger Hund durchaus darauf kommen, ebenfalls für Ordnung zu sorgen – auf seine Weise. Aber ein lernfreudiger Hund begreift auch sofort, dass er das eben nicht soll, wenn man es ihm umgehend deutlich macht und dann tut er es nie wieder.

Das Schimpfwort „Hund“ hat schon eine gewisse Berechtigung. Er ist ängstlich, unterwürfig, ein Bettler, hinterhältiger Opportunist, Kot- und Aasfresser, wie alle Raubtiere aus dem Maul stinkend und bisweilen bissig und eigenwillig. Gleichzeitig aber ein Vorbild an Treue, auch und gerade wenn sein Herrchen ihn manchmal schlecht behandelt. Trotzdem bewacht und verteidigt er Herrchen und dessen Besitz todesmutig.

Hätten gewisse fanatische Anhänger der monotheistischen Religionen nur eine Spur von ironischer Selbstdistanz, sie würden erkennen, dass ihr Verhältnis zu ihrem Gott doch sehr dem Verhältnis Herrchen/Hund gleicht. Buddhisten und Hindus fällt es dagegen leicht, sich in die Hundeperspektive zu versetzen, weil sie ja als Hund wiedergeboren werden könnten.

Fast vergessen ist, dass es einst sogar eine Art Religion der Hündischkeit gab, den Kynismus von Kyon, der Hund. Die heutige Verballhornung des Begriffes zu Zynismus ist ähnlich irreführend wie die heutige Begriffsverdrehung des schönen Wortes Philosophie z.B. als Firmenphilosophie und ähnlichem Schwachsinn. Der Kynismus war im ursprünglichen Sinne eine Philosophie oder vielleicht doch besser eine Anti-philosophie im antiken Griechenland und in Rom durchaus eine Art Religionsersatz mit grossem Einfluss auf's frühe Christentum, vergleichbar vom Taoismus in dem Chan-Buddhismus.

Diogenes in der Tonne wurde wegen seines Lebensstils „Hund“ gescholten. Er reagierte darauf wie so viele Weise, die aus einem Schimpfwort freudig ihr Lebensmotto machten. (Huang-bo, Lehrer Lin-jis, wurde Grenzdurchbrecher, Grenzüberschreiter, Gesetzesbrecher geschimpft und trug das Schimpfwort fortan wie einen Ehrentitel.) Erkennungszeichen der Kynisten war ein Rucksack, ein Wanderstab und eine Bettelschale. Deren heutige Nachfolger, die in den Gross-Städten an den Strassenecken sitzen, haben oft noch zusätzlich einen Hund dabei, leider ohne zu ahnen, wie passend das doch ist.

Zwar sind Segler im allgemeinen auch nicht gebildeter, mit Ausnahme der pocket-cruiser, der Kleinbootsegler, denn die Faustformel lautet bekanntlich, je kleiner das Boot, umso höher der IQ und umgekehrt. Wenn auf so einem segelnden Fass ein flinker Schipperke rumspringt, dann kann man davon ausgehen: Da kommt ein moderner Diogenes daher. Und man fragt sich, wer ist da wohl hündischer, der muntere schwarze Schipperke oder der greisenhafte, weisshaarige Skipper, der lautstark auf Alles und Alle schimpft und im nächsten Augenblick fragt: Haste mal 'ne Duschmarke?

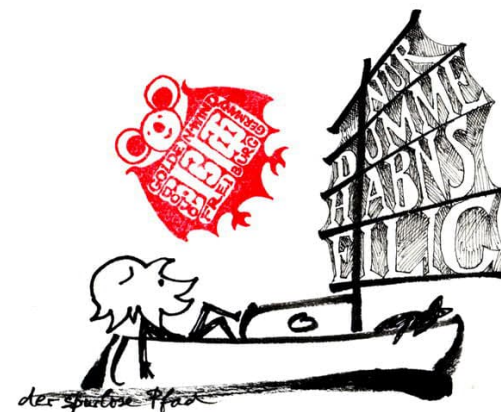
Wenn der überhebliche Grossbootsegler dann lange rumdruckst und endlich antwortet: Nein, wir duschen an Bord! dann zeigt der kleine Schipperke seine Zähne und knurrt wie ein Höllenhund, sodass die Frau des Grossbootskippers, die zugehört hatte und nun von hinten mit einer Duschmarke in der Hand kommt und gerade die typisch weiblichen Quietschtöne anstimmt, wegen des süssen Hundchens, ja, da zuckt sie zurück und lässt vor Schreck die Duschmarke fallen.

Kein Problem für einen superschnellen Schipperke, er fängt die Münze im Flug und apportiert sie zu seinem Herrchen. Der lobt ihn folgendermassen: Brav, Kuro-chan, hast du gut gefunden. Was die Doofen doch so alles wegwerfen ...

Mancher Kyniker wird im Alter ja doch zum Zyniker. Nur ein Schipperke ist und bleibt ein Hund. Aber wasfür einer! Ein perfekter Bordhund.

Da mag Herrchen noch so sehr vertrotteln. Der führende US-amerikanische Spezialist für Alzheimer ist zuletzt selbst daran erkrankt. Der sagte 'mal: Mein Hund ist mein bester Freund. Dem ist es vollkommen egal, dass ich Alzheimer habe.

Ach, wie beruhigend! 🐕





## Ein Werftaufenthalt ist oft ein halber Schiffbruch

Oder vielleicht sogar möglicherweise ein ganzer, wenn man nicht höllisch aufpasst. Zweimal musste ich unser Bootchen schnellstens heimholen, bevor es auf einer Werft ganz kaputt gemacht worden wäre.

Es fing schon beim Bau vor 20 Jahren an. Unser Boot ist – basierend auf dem Rumpf der Liberty 23' von Hunter, UK – ein Einzelbau.

Der englische Konstrukteur David Thomas hatte zwar eine Liberty 26' fertig gezeichnet in der Schublade. Leider ist die aber zum Trailern zu breit und kam daher nicht in Frage, als wir unsere alte original Liberty 23' verkauft hatten. Wir wünschten uns also ein innen grösseres Boot mit den Aussenmassen des alten kleinen. David Thomas machte sich ans Zeichnen und ich bekniete die Firma Hunter, die alte Form aus dem Gestrüpp von Disteln neben einer Müllhalde wieder hervorzuholen und ein letztes Mal zu benutzen. Eigentlich hatten sie den Bau des kleinen und ungewöhnlichen Wochenendbootes schon eingestellt.

Der Rumpf wurde verladen und zur Moody-Werft transportiert. Aber nicht, um von dieser Werft um- und ausgebaut zu werden. Es war ein Moody-Sohn, den der Konstrukteur David Thomas angeheuert hatte, der wollte auf eigene Rechnung unser Traumschiff bauen, kam aber glücklicherweise nicht weit damit, weil er überraschend in die Karibik verschwand und die Arbeit einem Kumpel und seinem Bruder überliess.

Das war unser Glück, obwohl dieser Kumpel zwar dauernd schlechtester Laune war und brummte, man müsse völlig wahnsinnig sein, einen Einzelbau zu wollen. Seine bootsbauerischen Fähigkeiten waren aber deutlich besser, als die des verschwundenen Moody-Sohns. Allerdings hatte dieser Kumpel eine besondere Vorliebe für's Filigrane. Das glich der Moody-Bruder aus, der einfach so von sich aus auf dem Bauplatz erschienen war und ohne jede Abmachung mit Hand anlegte. Und zwar zum Ausgleich eine grobe und klotzige Hand.

Der Konstrukteur – ein idealtypischer englischer Gentleman, wie er im Buche steht – kam fast täglich in die Werfthalle. Auch ich reiste mehrmals an und als wir vor der Hallentür standen, warnte er mich, die zwei Jungen (beide hatten erst kürzlich ihre Bootsbauserausbildung abgeschlossen) würden bei seinem Erscheinen immer in den gleichen Ruf ausbrechen. Das taten sie auch lautstark, als wir die Tür nun öffneten. Sie riefen im Chor: No more changes! Wir liessen uns aber überhaupt nicht beeindrucken, sondern präsentierten unsere neuesten Wunschlisten und Pläne für einen abermaligen Umbau. Kein Wunder, der erste Moody-Sohn war in die Karibik entfloht. Und sein Kumpel war abgrundtief schlecht gelaunt und sogar böseartig. Den Konstrukteur nannte er senil und verkalkt, mich verrückt. Völlig irre fand er den riesigen Kartentisch, den ich mir wünschte. Murrend zwar baute er aber doch alles nach Wunsch, auch die unzähligen Änderungen.

Später in den USA, wo auf einer kleinen Werft der soundsovielte Umbau stattfinden sollte und wo ich unser Boot vor weiterem Schaden notfallmässig wegholen musste, hatte sich der Werftchef zusammen mit seinem einzigen Angestellten angewöhnt, bei meinem Erscheinen in eine Art Indianergeheul auszubrechen. Wahrscheinlich, um zu verstecken, welchen Blödsinn er da anstellte. Was er baute, funktionierte überhaupt nicht, und was noch funktioniert hatte, wurde herausgerissen.

Sein Angestellter verliess bald darauf die kleine Werft und ich traf ihn später zufällig hinter dem Tresen einer Sushi-Bar wieder. Freudig begrüßte er mich mit dem Ruf: Remember, I fixed your boat! - Wie könnte ich das vergessen? Er war es doch gewesen, der die auf einer anderen Werft mühsam und teuer eingebauten Verstärkungen und Halterungen auf dem Boden der Backskisten rausgerissen hatte. Ein schreckliches Missverständnis. Mit dem Werftchef hatte ich ganz anderes besprochen. So läuft es ja fast immer. Die Kommunikation zwischen Chef und Arbeiter ist praktisch (wg. Zeitmangels) inexistent. Die Folgen verheerend, die Reaktion des Werftchefs war ein grinsendes Achselzucken. Der Angestellte macht nun Sushi, die wahrscheinlich entsprechend ausfallen und die ich lieber nicht versuchte.



Bei einem Boot, selbst wenn es nur 7 Meterchen lang ist bzw. gerade dann, stören und bedingen sich so viele verschiedene Funktionen, dass es einfach unmöglich ist, alles vorherzusehen. Selbst für einen so erfahrenen Konstrukteur wie David Thomas. Auch Serienboote reifen erst langsam und über Jahre der Fertigung. Ein Einzelbau sollte daher (vielleicht abgesehen vom leeren Rumpf) idealerweise aus Sperrholz gebaut sein, weil da Änderungen am einfachsten sind. Und jeder Beschlag oder Ausrüstungsgegenstand an beliebigen Orten an- und wieder abgeschraubt werden kann. Ein ausgereiftes Serienboot ist jedenfalls viel bequemer, bietet aber natürlich nicht die tiefe Befriedigung einer individuellen Massanfertigung. Früher war das eine übliche Vorgehensweise: Man ging zu einem Bootsbauer und der baute nach Wunsch und nach seiner Erfahrung. Solche Bootsbauer gibt es praktisch nicht mehr bzw. sie sind unbezahlbar geworden. (Wir profitierten damals vom billigen englischen Pfund.) Heute kommen noch Bestimmungen fast wie beim Autobau dazu, sodass Werft-Einzelbauten sich nur noch einige Krösusse leisten können. So wie sich auch niemand mehr ein individuelles Auto bauen lässt. Und wie bei den Serienautos werden Serienboote für möglichst kurze Lebensdauer geplant und gebaut. Und nie umgebaut. Ein ganz eigenes Thema, um das es hier aber erstmal nicht geht, sind Selbstbauer.

Hier geht es um professionelle Bootsbauer. Davon will ich noch drei schildern, zwei übliche und einen ganz und gar unüblichen.

Einer der üblichen in England verarbeitete Polyester und Epoxy mit blossen Händen! Mit diesen Händen verteilte er die klebrige Masse überall an Deck, in der Kabine, auf der Reling usw. usw. Das war einer der Fälle, wo ich das Boot notfallmässig regelrecht aus der Werft entführen musste, um es vor weiterem Schaden zu bewahren.

Mit einem deutschen Bootsbauer sprach ich lange und ausführlich diverse Arbeiten, zudem bat ich ihn noch, an einer bestimmten Stelle die Ein-Komponenten Farbe zu entfernen und mit Zweikomponenten neu zu malen. Klar und verstanden! Von wegen, nachher war die Zweikomponenten-Farbe einfach über die einkomponentige gemalt, husch, husch und wie von Meister Klecksel. Das hätte ich besser gekonnt.

Das Problem ist, dass Bootsbauer einen Auftrag erstmal ruhen und reifen lassen; nur Stunden oder Minuten bevor der Kunde kommt, wird in Windeseile irgendwas improvisiert.

Ein einziges Mal hat ein reeller und sorgfältiger Bootsbauer an der Golden Wind gearbeitet, am Bodensee, ein alter Mann, der leider bald danach starb. Der war noch von der alten Schule! Er konnte nur ungläubig den Kopf schütteln über die völlig undichten Backskistendeckel des besagten Moody-Sohnes. In hingebungsvoller Arbeit

baute der deutsche Opa lege artis Ablaufrippen usw. Besonders froh bin ich, dass er mir auch im Vordeck passende Ankerlokker einliess, auf eine fachmännische Art und Weise, wie es sonst keiner gekonnt hätte. Aber wie gesagt, dieser Experte lebt nicht mehr. So wie die alte Bootsbau-Kunst überall gestorben ist. Nun hat der mürrische englische Bootsbauer tatsächlich Recht: Nur Verrückte lassen sich ein individuelles Boot bauen.

Letztlich bleibt nur der Selbstbau. Auch das habe ich – teilweise – auch selbst erlebt. Ein Freund hatte das Sperrholzboot halb fertig hinterlassen. Ich baute es zuende, indem ich erst 'mal, wie es sich gehört, alles, was mir nicht gefiel, absägte. Kabinendach, Überhang, weg damit! Und neu gebaut. Als das Boot 2 Jahre später (insgesamt 3) ins Wasser kam, war es aber nicht wirklich fertig. Noch Jahre lang wurde weitergebaut und gebastelt. Wie später auch an dem besagten Werftbau.

Wenn ich in Häfen Eigner von Serienschiffen im Cockpit sitzen und Spiele spielen sehe, Karten oder Knobeln o. ä., dann kann ich immer wieder nur staunen. Ich hätte niemals die Zeit dazu. In jeder freien Minute muss ein Haken versetzt, ein Gerät angeschraubt, ein Riss gefüllt, eine grundlegende Änderung geplant werden usw. usw. Wobei der Neubau nahtlos in die Reparaturphase übergeht. Wie bei meinem 25 Jahre alten VW-Bus. Der ist zwar kein Eigenbau, aber nun doch auch eine Dauerbaustelle. Und die Automechaniker müssen irgendwie nahe Verwandte der Bootsbauer sein. Die kennen das gleiche Arbeitsethos. Autos sind ja für 10 Jahre Lebensdauer ausgelegt, danach sollen sie verschrottet werden. Bei Booten wird es ähnlich kommen. Schon heute dauert die durchschnittliche Besitzerzeit nur noch 3 Jährchen!

Der hölzerne Drei-Mast Rahsegler, auf dem ich als Junge einst arbeitete, war damals schon 80 Jahre alt. Allerdings fragt man sich bei solchen alten Holzschiffen, ob das einzige Original daran nicht vielleicht lediglich die Masse sind. Alles alte Original-Holz ist ja schon mehrfach ausgetauscht worden, wie bei den „uralten“ Isc-Schreinen in Japan.

Zudem ging unsere damalige Reise von Werft zu Werft, angefangen bei Blohm und Voss. Zugegeben, der Kapitän war ein Pedant und die Crew auch nicht mehr das, was früher auf Rahseglern fuhr, wo viele der Arbeiten noch an Bord erledigt wurden.

Vollends verkam das schöne Schiff, als es in die USA verkauft wurde. Dort geschah nichtmal das Nötigste; wie bei Brücken und Strassen dort, es verfiel in kürzester Zeit und soff im Hafen ab. Wir fanden das Wrack 4 Jahrzehnte später, als wir mit unserem Bootchen rübergesegelt waren. Oder sollte ich besser sagen: rübergearbeitet hatten – im ewig unvollendeten Einzelbau.

Das Resumée eines alten Seglers:

Nur die ganz grundlegenden Dinge bei einem Boot mag man Fachleuten anvertrauen. Design, Stabilitätsberechnungen, Rumpf- und Mastbau, Segel und Trailer, alle anderen Arbeiten können engagierte Laien besser, auch wenn es viel mehr Zeit kostet, aber dafür weniger Geld. Es macht auch viel mehr Freude. Und wenn es da vielleicht zu einem viertel Schiffsbruch kommt, so lernt man doch dabei und kann es vielleicht nochmal versuchen und besser machen. Wie die US-Amis sagen: Falls es missglückt, versuch' es wieder und wieder! Das gilt nicht nur für den Bootsbau, sondern auf allen Gebieten und sicherlich für dieses Geschreibsel.

Ein **Nachtrag** im Frühjahr 2013 beim Zuwasserlassen der Golden Wind:

Erst am Vortag bemerkte ich, dass in der Bordelektrik etwas nicht stimmte. Nach langem Suchen entdeckte ich an einer verborgenen und nur schwer zugänglichen Stelle, dass der letzte Bootsbauer ohne Hemmungen Löcher für einen Beschlag so unglücklich gebohrt hatte, dass die Festigkeit litt und eine Elektroleitung durchtrennt worden war. Statt die Leitung wieder zu verbinden und zu verlegen, legte er ungerührt Unterlegscheibe und Mutter auf die Kabel, zog fest und deckte das Ganze zweifingerdick mit Sika zu. Eine Heidenarbeit für mich, dem dummen Kunden, das alles aufzugraben und zu reparieren!

Es erinnerte mich an eine ganz ähnliche Grosstat des Bootselektrikers beim Bau vor 20 Jahren: Die spezielle Backskiste für die Rettungsinsel hat einen Ablauf, der von der tiefsten Stelle in einem Plastikrohr zum Schwertkasten entwässert. Dort, wo dieses Rohr durch eine Schottwand führt, wollte der Elektriker auch durch mit einer Leitung und bohrte dabei verschentlich dieses Rohr an. Natürlich auch an einer nicht einsichtbaren und kaum zugänglichen Stelle. Es war nicht weiter schlimm, da über der Wasserlinie gelegen. Wir segelten im Winter zur Isle of Wight und im Sommer zwischen den Kykladen, alles schien OK. Aber dann hatten wir bei Mykonos Starkwind und Wellen gegenan, ausgerechnet in einer schwierigen Passage zwischen bösen Steinen. Da füllte sich langsam das Boot mit Seewasser. Wir bemerkten es aber nicht, weil dabei auch ein schlimmer Konstruktionsfehler offenbar wurde. Die Cockpitlenzer sollten eigentlich ebenfalls in den Schwertkasten entwässern, was sie bisher auch anstandslos getan hatten. Nun aber quoll das Wasser im Gegenteil vom Ablauf ins Cockpit und füllte es mehr und mehr! Die Bootsbewegungen wurden seltsam träge, was aber vom Wasser in der Cabine herrührte, wir dachten, von der Cockpit-Füllung und Do schöpfte per Eimer. Hätten wir nicht bald abfallen können und wäre das nachts aufgetreten, es wäre gewiss bedrohlich geworden!

Fürs Cockpit baute ich nun übliche, sich kreuzende Abläufe durch den Rumpf. Das Elektrikerloch fand ich erst nach tagelangem Suchen, wie eine Schlange überall rum- und reinkriechend, während das Boot gegenan stampfte. Einmal gefunden, war die Gefahr dann schnell behoben.

Nur sollte man solche Schäden infolge eines Werftaufenthaltes halt besser gleich nach Verlassen der Werft suchen und beheben, bevor das Boot in Gefahr gerät. Tatsächlich kann ein Werftbesuch wie in der Vignette dargestellt, ähnlich verheerend sein wie etwa ein Zusammentreffen mit einem schwimmenden Container. Freunde hier haben genau dies erlebt. Ein Elektrikerloch führte zum Untergang ihrer Yacht nachts im Englischen Kanal. Die Crew wurde gerettet aber das Boot ging verloren.

Auch in diesem schlimmen Fall lag das ominöse Elektroloch über der Wasserlinie (im Ankerkasten) und das war lange Zeit gutgegangen bis zu der tragischen Nacht, wo besondere Wetter- und Wellenbedingungen geherrscht hatten.

Es gilt also: JEDE Änderung am Boot, jede Kleinigkeit, die ein „Fachmann“ machte, muss sofort akribisch kontrolliert werden. Auch alles, was man selbst machte, denn Niemand ist gefeit gegen grössere oder kleinere ungewollte Fehler. Und kleine Fehler von der Art obiger Elektriker-Löchlein können wie geschehen lange unbemerkt bleiben bis sie in einer schwierigen Situation plötzlich manifest werden und zum Untergang führen. Ja, das gibt es tatsächlich: Schiffbruch durch Werftbesuch. 🚢



## Der Bullenstander

„Bullenstander“ oder einfach nur „Bulle“ nennen Segler eine Leine, die den Baum daran hindern soll, von einer Seite des Bootes zur anderen überzugehen. Preventer sagt man auch dazu, er verhindert eine ungewollte Halse, die man ironisch „Patent-halse“ nennt, im Gegensatz zur kontrollierten, gewollten Halse.

Bei der Wende geht der Bug durch den Wind und der Weg des dichtgeholten Segels und des Baumes von einer Bootsseite zur anderen ist nur kurz und der Schwung der auftretenden Kräfte geringer als bei der Halse, bei der das Heck durch den Wind geht und wo der Baum nahezu 180° bestreicht und enorme Kräfte entstehen, die zerstörende Wirkungen entfalten können. Nicht nur an den Köpfen der Segler, sondern für das Boot selbst, Baum, Schot und Stabilität. Eine Jolle mag gefahrlos x-mal wenden, aber eine unkontrollierte Halse kann sie kentern lassen.

Wenn ein Segelboot vor starkem Wind wegen einer Kursänderung halsen muss, ist es daher sicherer, anzuluvén, dabei die Schot kontinuierlich dicht zu holen, eine Wende zu fahren und wieder abzufallen. Eine Q-Wende oder Kuh-Wende. Keine Ahnung, ob Kuh-Wende und Bullenstander etwas miteinander zu tun haben.

Jedenfalls ist für einen Nichtsegler dieses alles ziemlich verwirrend, für einen erfahrenen Segler ist es langweiliges Geschwafel, denn es handelt sich um Selbstverständlichkeiten. Aber garnicht selbstverständlich ist der Vorzug, den das Dschunkenrigg dabei bietet. Durch die Möglichkeit, in Fahrt, also während des Segelns, auch vor dem Wind, zu reffen und auszureffen, kann eine Halse entschärft werden. Auf unserer Golden Wind taten wir das oft. Wenn das Dschunkensegel bis zum letzten Dreieck runtergelassen ist, dann kann man die losen Schoten alle zusammen in die Hand nehmen und während das Boot mit dem Heck durch den Wind dreht, ganz leicht überholen, um sogleich wieder auszureffen.

Eine solche Halse ist gezähmt und gefahrlos. Sie ist ein Sinnbild für die chinesische Weisheit der Bambus-mässigen Nachgiebigkeit.

Unsere europäischen Segelschiffe dagegen sind erschreckende Sinnbilder unserer Gewalt-geprägten Weltanschauung, unserer mit-dem-Kopf-durch-die-Wand - Attitüde. Wanten, Stagen, Schoten, alle auf's Äusserste angeknallt und bis nahe zum Bruch belastet. Und dazu gehört auch der Bullenstander. Während die Schot Baum und Segel nach achtern festhält, zieht „der Bulle“ nach vorne, wo er gewöhnlich umgeleitet wird, um achtern belegt zu werden. Fällt der Steuermann aus Unachtsamkeit oder durch den Druck einer grossen Welle zu weit nach Lee ab, dann soll der Bullenstander verhindern, dass der Wind unverhofft um das Segel herumgreift und es möglicherweise mit verheerenden Folgen und lautem Krachen auf die andere Bootsseite

reisst, was sogar den Mast in Gefahr bringen könnte. Zudem hält der Bullenstander durch seine starke Spannung das Segel tief und flach. Man meint, man hat das Segel dadurch unter Kontrolle. Nur, wie auch im Leben der Kontrollfreaks, man treibt den Teufel mit Belzebug aus.

Wenn ein grosses Segel unkontrolliert von einer Bootsseite zur anderen schwingt und dort in die Schot kracht, dann kann so einiges brechen. Auf der Barkentine, auf der ich arbeitete, wurde bei so einer Patenthalse der massive Eisenbeschlag der Schot aus dem Deck gerissen, sodass ein erschreckendes Loch entstand und der fliegende Beschlag war ein tödliches Geschoss.

Um sowas zu verhindern, gibt's also den „Bullen“. Gut, falls der Steuermann bemerkt, wenn der Wind eben hinter das Segel zu greifen beginnt und der Bulle noch verhindert, dass das Segel sich mit Schwung zur anderen Bootsseite auf den Weg macht. Nun heisst es mit aller Kraft gegensteuern! Geschieht das nicht augenblicklich, dann ist das entstehende Chaos mit Bullenstander möglicherweise noch grösser, als ohne ihn, er entpuppt sich als Belzebug, der den Baum bricht und das Segel zerreisst.

Es läuft also zuletzt darauf hinaus, dass man mit dem Gross-Segel eines hochgetakelten oder Gaffel-getakelten Bootes bei viel Wind besser „vor dem Wind kreuzt“, sodass man dem gefährlichen Zustand, wo der Wind hinter das Segel greifen kann, fernbleibt. Durch die Wanten steht der Baum und das Segel vor dem Wind ja auch keinswegs 90° zur Seite, sondern kommt dem Wind ungewollt entgegen.

Allerdings bedingt der sichere Kurs des Kreuzens vor dem Wind häufige Halsen, die, siehe oben, ihrerseits gefährlich sind.

Wie gesagt - nicht für's Dschunkenrigg.

Zudem kann das Dschunkensegel - mangels Wanten - weit, weit nach vorne auswehen, was bei Starkwind einen Bullenstander völlig überflüssig macht. Man kann viel zu weit abfallen, ohne dass etwas passiert. Lediglich bei ganz leichtem Wind mit alter Welle, wenn die Schoten ständig ins Wasser fallen, weil das Segel den Windhauch nicht halten kann und um den Mast wedelt wie der Schwanz eines Hippos, dann mag auch beim Dschunkenrigg ein Bulle sinnvoll und ungefährlich sein. Aber auch nur bei europäischen Dschunken, nicht bei chinesischen, deren Masten genau aus diesem Grund teils beträchtlichen Fall nach vorne aufweisen, wodurch Latten und Segel auch bei ganz leichtem Wind vorne gehalten werden, ohne Zusatzleine, nur durch ihr Eigengewicht. Leider haben Dschunkenriggs bei uns gewöhnlich Masten ohne Fall. Hier muss ein rechter Mast kerzengerade stehen, allenfalls mit Fall nach achtern, weil das schnell aussieht. Die kurzen Masten mit starkem Fall nach vorne wie bei Lateiner- oder Krebscherensegel wirken auf uns merkwürdig falsch.

Ich schreibe dies, weil ich eben von Dschunkensegel-Freunden höre, dass ihr „Baum“ trotz Bullenstanders bei viel Wind gebrochen sei. Ich vermute, er brach, wie einst bei mir auch, nicht trotz, sondern wegen des Bullen.



Erstens mal hat ein Dschunkensegel keinen Baum, sondern nur Latten. Auch die unterste Latte ist im strengen Sinne kein Baum wie bei einem europäischen Segel, wo er entsprechend massiv gebaut wird. Beim Dschunkenrigg (ich sollte endlich 'mal übergehen zur besseren Bezeichnung „Samadhirigg“) ist der Baum sozusagen gevierteilt in lauter Latten. Jedes Panel, jede Segelbahn zwischen 2 Latten, hat je seinen eigenen dünnen Baum mit je eigener Schot, die auf sinnvolle Weise mit allen anderen Schoten, die von sämtlichen anderen Bäumen bzw. Latten herkommen, zusammenläuft. Und genau so müsste ein Bullenstander fürs Dschunkensegel lege artis geführt werden, an jede einzelne Latte! Ein Bulle, der nur an die unterste Samadhi-Latte, die ja kein Baum ist, auch wenn sie etwas stärker als die übrigen Latten sein sollte, geht, ist so, als würde man eine Eiche als Spalier ziehen wollen. Oder eine Katze an einer Hundeleine führen.

Ein Bullenstander beim Samadhi-Rigg nur an die unterste Latte, das ist gefährlich und zudem noch unnötig.

Unsere europäische Attitüde der grösstmöglichen Kontrolle verführt uns hiesige Dschunkenrigg-Segler zu etwas, was dem asiatischen Geist des Samadhi-Riggs total widerspricht. Da sind keine Wanten und das Dschunkensegel könnte so weit nach vorne fliegen, dass eine Patenthalse sicher ausgeschlossen ist. Nur, in unseren Köpfen sind noch allerlei Wanten seit Kindertagen eingezogen und hindern den freien Flug unserer Gedanken und die klare Sicht auf die Möglichkeiten, die wir hätten, aber nicht zu nutzen wagen. Kontrollverlust heisst unsere grösste Angst. Nachgiebigkeit, Freiheit,

Aufteilung der gefährlichen Kräfte in leicht handhabbare Teilkkräfte, so lautet eine Botschaft des Samadhi-Rigg. Verstehen wir sie auch? Und die weiteren, tieferen?

Leider allzuoft nicht, aber bei jedem Segeltörn können wir manche Meile gutmachen zu einem tieferen Verständnis des Geistes Asiens. Das Dschunken-, bzw. das Samadhi-Rigg ist eine der faszinierendsten und lehrreichsten Manifestationen dieses Geistes, den wir nur nicht mit einem europäischen Bullenstander (im weitesten Sinne) fesseln und abwürgen sollten.

Die Kontrolle aufzugeben,  
Die Dinge freizugeben,  
Ist der ewig vollkommene Kurs  
Von Wolken und Wasser.

Hier noch - da es um dieses hohe Gut Samadhi geht - eine unerlässliche Korrektur: Wie all dieses Geschreibsel handelt es sich auch hier um Einseitigkeit. Ein vollständiges Bild müsste genau so den hohen Wert von Kontrolle herausstellen. Etwa der Gedankenkontrolle bei der Meditation, diesem Eingangstor in die Gefilde des Samadhi, der geistigen Sammlung. Nur halt, dass dort letztlich Erkenntnis nicht mehr möglich ist. Ach, ich weiss ja, dass mein langatmiges Geschreibsel sowieso keine Leser findet. Und einen Leser, der die Worte zugleich ernst und lächerlich nimmt, erstrecht nicht. In dem Falle empfiehlt sich auf jeden Fall, herzlich darüber zu lachen! 🍵





Mini-Werkbank (links) und Mini-Seekiste (rechts) unter dem Kartentisch

## Das Bibelfach der Seekiste

Es war ausgerechnet weit weg vom Meer im tiefsten Binnenland, als ich eine wunderschöne alte Seekiste fand. Auf der Suche nach einer Wohnmöglichkeit für meine japanische Frau und für mich, um die Münchner Heilpraktikerschule besuchen zu können, hatte ich zufällig den Nachfahr eines Seemanns aus Bayern kennen gelernt, der diesen Familienschatz bewahrte. Die Kiste war breitbeinig gebaut wie ein Segelschiffsmatrose, oben schmaler als unten. Seitlich schöne Fancywork-Griffe, auf der Deckelunterseite ein naives Schiffsgemälde mit dem Schiffsnamen. Die Kiste selbst war leer aber links oben in einem kleinen Extrafach lag noch das Heuerbuch, eher ein Heftchen, und ein Bleistiftstummel, ausserdem ein Messer und ein Marlspieker, eine Nähnadel und eine Garnrolle und vor allem eine abgegriffene Bibel in Frakturschrift. Da ich als Junge noch selbst auf einem Rahsegler zur See gefahren war, erzählte ich dem ahnungslosen Besitzer, wie diese Kiste neben der Bibel im Bibelfach einst die gesamte Habe, nämlich Kleider, Schuhe, Decke und Hängematte seines Grossvaters enthalten hatte, wie die Matrosen tags auf ihren Kisten zum Essen sassen, nachts in ihren darüber aufgespannten Matten schliefen und wenn sie eine Heuer beendeten oder eine neue anfangen, dann half ihnen ein Bordkamerad und zu zweien trugen sie die Kiste ins Seemannsheim oder auf das neue Schiff. Ich erzählte lange und viel und langsam fasste der Seemannsenkel Vertrauen zu uns und bot uns schliesslich das Gartenhäuschen, das sein Vater während des Krieges als Notquartier auf eine Wiese

bei einem Dorf vor München gebaut hatte, zum Wohnen an. (Ich hatte diese leerstehende Hütte zufällig entdeckt und den Besitzer rausgefunden, es war ein richtiges Traumhäuschen.)

Glücklich zogen wir dort ein und angeregt durch die Seekiste suchten wir so lange im Sperrmüll Münchens, bis wir zwei alte Holzkisten gefunden hatten und unser Bestreben war, dass jeder nur so viel besitzen sollte, wie in seiner Kiste Platz fand. Natürlich hatten diese Kisten kein Extrafach für die Bibel. Aber das war mir nur recht, hatte ich in Japan doch einige Jahre in einem Zenkloster gelebt und betrachtete daher die Bibel mit leichter Skepsis. Aber nicht nur die Bibel, alle heiligen Schriften, wie ja auch der Koran enthalten aggressive Stellen, selbst die buddhistischen Sutren sind im Grunde genau so fragwürdig wie vergoldete Statuen und der ganze religiöse Zauber von brokatenen Priestergewändern, Glocken, Trommeln, Weihrauch usw.

Die Zen(Chan)-Schule war ja einst eine Art Protestantismus des Buddhismus (der ja selbst einmal ein Protestantismus des Hinduismus gewesen war). So verzichteten die ersten Chan-Meister bewusst auf jegliche Buddhastatuen und anderen religiösen Klimbim, ja, sie missachteten sogar die heiligen Schriften, die Sutras, und wollten lieber die „Sache selbst“ leben und meditierend realisieren. In ziemlicher Hybris versuchte ich neben dem Studium diesen radikalen Geist in dem Gartenhäuschen zu leben und zu zelebrieren, indem ich es wie einen buddhistischen Tempel einrichtete, wo sich langsam Freunde einfanden, mit denen wir meditierten und buddhistische Feiertage begingen. Meine Holzkiste hatte kein Bibelfach und mein Buddhismus kannte keine Sutren. Genau so verzichtete ich übermütigerweise in der Heilpraktiker-Schule auf medizinische Lehrbücher, denn wie im Buddhismus wäre die Überlieferung nicht in aufgeschriebenen Worten, sondern bei lebenden Menschen zu finden, so dachte ich. Man kann sich aber in diese Radikalität fürchterlich versteigen, in etwas hineinsteigern, was man ja garnicht wirklich leben kann, weil es einseitig ist und im Grunde den Buddhismus konterkariert, denn der will doch gerade den Mittleren Weg gehen. Äusserlich schien unser Leben in dem kleinen Gartenhaus-Tempelchen die reinste Idylle, die aber notwendigerweise mit einer traurigen Strandung enden musste.

Auf die Dauer wurden meiner ausländischen Frau die unsäglichen Aggressionen der bayerischen Dörfler unerträglich und sie wünschte, dass wir nach Japan zurückkehrten, ich aber wollte die Schule abschliessen, so verliess sie mich mit ihrer Holzkiste als Koffer. Zur gleichen Zeit verkaufte der Besitzer das Grundstück, auch ich musste die Hütte verlassen. Ich packte meine Habe in meinen alten Rucksack, den Rest liess ich dort und ein Bagger schob alles zusammen, auch der grosse Apfelbaum und der Garten, die uns ernährt hatten, verschwanden und bald erhob sich da ein neues Mehrfamilienhaus.

Als ich das Dorf verlassen hatte und nach München zu Freunden gefahren war, hatte ich ausser meinem Rucksack auch noch die Bretter der Kiste, die ich zerlegt hatte, unter dem Arm mitgenommen, denn das Holz war zwar alt aber zu gut, um es dem Bagger zu überlassen. Bei den Freunden stellte ich die Bretter in den Keller und zog in ein Speicherkämmerchen. Mit Trauer und Scham denke ich an mein damaliges Benehmen zurück. Was mir wie ein Schicksalsschlag vorkam, was ich aber tatsächlich selbst verschuldet hatte, machte mich sarkastisch aus tiefer Verzweiflung. Mit scheinbar zen-mässiger Grobheit strapazierte ich die engelmässige Geduld meiner Gastgeber, die auch meditierten, aber als engagierte Christen nach einer Synthese suchten.

Wäre nicht zufällig ein japanischer Zenlehrer aufgetaucht, durch dessen klare Art ich zu Sinnen kam, es hätte böse geendet. Dieser alte Japaner sprach gut deutsch, er war kein anerkannter Zenmeister, daher lehrte er nichts, sondern sah seine Aufgabe darin, in Deutschland Meditierende zu besuchen und schweigend mit ihnen zu sitzen. Und wenn seine deutschen Schülerinnen (eigentlich kann man sie so nicht bezeichnen, denn er lehrte ja Nichts) ihn bedrängten, und er doch sprach, dann nur, um sie in ihrem christlichen Glauben zu bestärken. Auch meine Provokationen wies er keineswegs zurück, übersah sie aber auch nicht, sondern stimmte zu und bestätigte diesen Narren, der sich durch diese bedingungslose Akzeptanz plötzlich beruhigte.

Ich schloss die Ausbildung ab, zog mit Rucksack und Brettern weiter, fand neue Freunde, eine neue Frau und ein neues altes verfallenes Hüttchen, das ich renovierte. Die Bretter meiner Seekiste ohne Bibelfach lagen lange in einer Ecke, bis ich sie vornahm und dabei bemerkte, dass sie grossenteils morsch und unbrauchbar geworden waren. Was an gutem Holz übrig war, reichte eben, um lediglich ein Bibelfach daraus zu bauen, eine winzige Miniatur-Seekiste, gerade gross genug für einige Bücher.

Inzwischen hatte ich ein kleines Segelboot und da passte diese kleine Bücherkiste unter den Kartentisch. Dort hat sie auf vielen Reisen gestanden, wohlverzurrt. Jeweils das aktuelle Hafenhandbuch darin, einige Bestimmungskarten für Wale, Muscheln und Navigationslichter, ein Tidenkalender und das Nautische Jahrbuch und ein Tablettcomputer. Und 3 Bücher, die aber in Wahrheit nur ein halbes sind. Das Bi Yän Lu, die Niederschrift von der smaragdenen Felswand, aus dem Chinesischen übersetzt mit abnehmender Umfänglichkeit, da der Tod Wilhelm Gundert, H. Hesses Vetter, nach 30 Jahren Arbeit (als Emeritus) daran, die Feder aus der Hand genommen hat. So liegt also in meinem Bibelfach bzw. der Bibelkiste ein halbes buddhistisch/chinesisches Weisheitsbuch in 3 Bänden, das ein einst als christlicher Missionar nach Japan gekommener späterer Japanologe kongenial übersetzt und aus christlicher Sicht und mit tiefem Verständnis Asiens erläutert hat.

Wenn ich heute darüber nachdenke, wie es möglich war, dass die Seeleute alten Schlags in der Zeit der Rahsegler oft tiefgute und weise Menschen werden konnten, wegen

oder vielmehr - aus buddhistischer Sicht - trotz täglicher Bibellektüre, dann muss ich immer an diesen schweigenden Zenlehrer denken, der Nichts lehrte und der nie Jemand oder Etwas verurteilte, sondern Alle und Alles umarmte und gerade dadurch frei machte, zu Umkehr und Neuem Leben. Zuletzt ist es vielleicht überhaupt nicht entscheidend, welche heilige Schrift oder welches Sutra oder welches chinesische Weisheitsbuch im Bibelfach einer Seekiste liegt, solange jemand mit diesem weiten Geist der allumfassenden Toleranz darin liest.

PS, noch 2 Anmerkungen:

Auch die Buddhisten haben eine Art Zeremonie, die sie Bekenntnis nennen, ähnlich dem christlichen Sündenbekenntnis. Mit grosser Reue denke ich daher an mein Versagen gegenüber meiner Frau, den bayerischen Dörflern und den gastgebenden Christen. Mancher wird erst im Alter klug und findet endlich den Mittleren Weg. Und mancher bleibt bis zuletzt ein Narr, wie der Schreiber.

Und noch eine Bemerkung zur Niederschrift von der smaragdenen Felswand, dem Bi Yän Lu (chin.) oder Hekiganroku (jap.).

Zenmönche durften nur 3 Bücher besitzen. Eines davon war meist dieses Weisheitsbuch des chinesischen Buddhismus. Gleich im ersten Kapitel wird ein Ausspruch behandelt, der das ganze Buch zusammenfasst: Offene Weite, nichts von heilig!

Ein buddhistischer Missionar, der aus Indien per Dschunke nach China gekommen war, beantwortete so die Frage des chinesischen Herrschers nach dem letzten, heiligen Gehalt seiner Lehre.

Wie gründlich man das missverstehen kann, demonstrierte der Hauptschüler des letzten Bearbeiters dieser kostbaren Sprüchesammlung. Er liess alle erreichbaren Exemplare zusammentragen, um sie zu verbrennen, sodass dieses grossartige Buch nur deswegen auf uns gekommen ist, weil einige Exemplare nach Japan gerettet wurden. Tatsächlich liegt es sehr nahe, dass sich Kleingeister (wie ich) daran aufmandeln und in die Irre laufen. Wie in Japan (weshalb Dogen die mitgebrachte Abschrift versteckte), so heute in Deutschland, wo unsägliche Nacherzählungen erschienen mit peinlichen Illustrationen ...

Dieses gefährliche Buch gehört in eine Seekiste, und dort ins Bibelfach. Ein Seemann vom alten Schlag lebt tatsächlich Tag und Nacht in der offenen Weite. Wir Freizeitegler können diesen Geist erahnen. Heute allerdings entschwindet er immer weiter und weiter weg. Nicht nur weil es keine Fracht-Rahsegler mehr gibt, sondern vor allem weil das dröhnende Gezitscher und Geplapper ganz entsetzlich anschwillt und das allgemeine geistige Niveau eine nie gekannte Flachheit erreicht, gepaart mit Bosheit und Egoismus. Wo bleibt der alte Japaner heute, der durch seine stille Kunst ein Neues Leben eröffnet?





## Die Zahnbürsten-Katastrophe

Ein Segelfreund liess mir das Buch eines Computer-kids, dessen Hauptbeschäftigung altersentsprechend (oder besser gesagt, jugendentsprechend) das update seiner homepage, twittern, skype, über Satellit telefonieren und digitales Surfen waren und nebenher auch noch eine Atlantiküberquerung im Segelboot. Sogar Kinder segeln heute um die Welt – an der digitalen Nabelschnur der Eltern, die wie die sprichwörtlichen Tenniseltern ihren unausgelebten Ehrgeiz den eigenen Kindern aufladen. Erstaunlich, wie diese Kinder trotzdem fröhlich und scheinbar unbelastet alle Welt und vor allem Gleichaltrige mit ihren witzigen Berichten und Fotos unterhalten und quasi mit links (deutsch und englischen links!) die Welt umrunden. „In einer pink angemalten Telefonzelle“, wie ein gestandener alter Weltumsegler sarkastisch kommentierte. Wie soll das weitergehen?

Früher konnten sich die Kinder in Internet und Facebook von den Eltern emanzipieren. Noch früher konnte man auf einer Ozeanfahrt nicht nur der Kontrolle durch Mama und Papa, sondern den viel umfassenderen gesellschaftlichen Zwängen entfliehen.

Das ist nun nicht mehr möglich. Dank Internet und W-lan in jedem Hafen und Satellitenkommunikation für jedermann, ist die Freiheit der Meere – das geistig/seelische Abenteuer Einsamkeit – nur noch nostalgische Erinnerung. Die unsägliche Flachheit des Internetgeplappers hat die einstige Heiligkeit und seelische Tiefe des Meeres (entsprechend die Wüste und das Hochgebirge) verflacht und eingeebnet aufs Zwischener-Niveau. Und nun das Schlimmste: Wen treffen die kids auf facebook? Mama und Papa! Die sind heutzutage ebenfalls dort unterwegs! Und der Segellehrer der Nation, Bobby Schenk, bezeichnete es sogar als schlechte Seemannschaft, sich heute ohne all die neuesten digitalen Errungenschaften auf See zu getrauen. (Später vielleicht noch eine kurze Anmerkung zu diesem zu „lebenslänglich Segeln“ verurteiltem pensioniertem Richter.)

Kurzer Ausblick: Eine kommende Generation wird nicht umhin können, Einsamkeit, geistige Autarkie, Freiheit und seelische Tiefe im bewussten Verzicht zu suchen. Aber das mag noch dauern, der digitale Fabrik-Zucker ist zu verführerisch.

Der oben erwähnte digitale Atlantik-Surfer im Segelboot mit täglichen Positions-updates unter den Fittichen seiner Eltern und einer Segelzeitschrift, die die Furcht

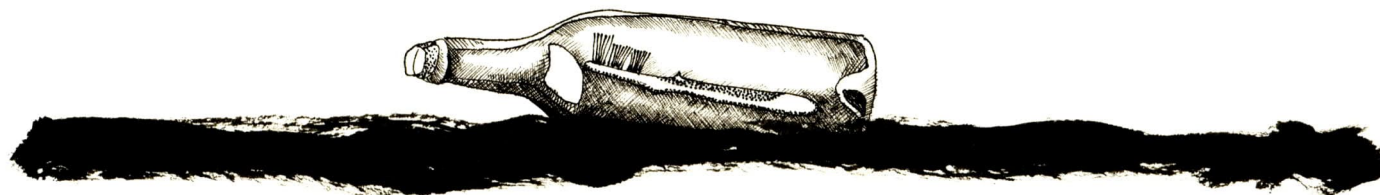
umtrieb, den Anschluss an die flache neue Zeit zu verpassen und seine digitalen follower und likes, schildert auf amüsante Weise die kleinen und grossen Freuden und kleinen und grossen Katastrophen seiner Reise. Für Letzteres ein Beispiel: Der Verlust der Zahnbürste.

Er erzählt, wie er unbedacht mitten auf dem Atlantik die abgenutzte Zahnbürste in den Müllsack warf. Und wie ihm sofort heiss einfiel, dass er möglicherweise keinen Ersatz dabei hatte und wenn, dann wusste er nicht mehr wo. Nach tagelangem intensivem Suchen und der Horrorvorstellung, von nun an die Zähne nicht mehr putzen zu können, fand er doch eine Ersatzbürste irgendwo zuallerunterst. Da fiel ihm „nicht nur ein Stein sondern ein ganzes Gebirge“ vom Herzen.

Was den Müllsack betrifft, so hat da sicherlich ein Lektor eingegriffen, ohne zu bedenken, dass die Geschichte dadurch unglaublich wird. Aus dem Müllsack kann man die Zahnbürste doch einfach wieder rausholen, gegebenenfalls abspülen. Nein, der gute Junge hatte sie natürlich ins Meer geworfen. Das ist doppelt schade. An Bord und erstreckt mitten auf einem Ozean wirft man nichts ins Meer, schon garnicht eine Zahnbürste, die noch gute Dienste leisten kann z.B. um Epoxy aufzutragen oder als Pinsel-Ersatz.

Ich will aber auf etwas anderes hinaus: So wie sich der junge Mann nicht vorstellen konnte, ohne Zahnbürste zu überleben, so können sich heutige junge Leute absolut nicht vorstellen, ohne Smartphone u. ä. überleben zu können. Ich überlebte einige Jahre in einem buddhistischen Kloster, da gab es keine Zahnbürsten, aber immerhin ein Telefon. In einem Extrakämmerchen in einem Nebengebäude und mit einem grossen Schalter: Aus/Ein. Wurde meditiert – und das geschah fast dauernd – war der Schalter des Telefons auf Aus. Die Zähne putzte man mit dem Zeigefinger und etwas Salz und Wasser aus einem kleinen Holzzuber. Die Mönche gingen mit dem Wasser so sorgfältig und sparsam um, als wären sie auf See. Ebenso sparsam wie mit Worten, Essen (Vegetarier) und wie gesagt, dem Telefon.

Dieses (tatsächlich aber nur scheinbare) ärmliche Leben – ähnlich wie in anderen Religionen und Exerzitien – mag vernünftigen Menschen und vor allem jungen Menschen unangenehm und absurd erscheinen, bewirkt aber oft eine ungekannte Vertiefung der Erlebnisintensität und eine unerwartete Lebensfülle und Sinnfindung. Das genaue Gegenteil der seichten virtuellen, digitalen Scheinwelt.



Es wird jungen Rebellen kommender Generationen gar kein anderer Weg zur Freiheit und zur Fülle des Lebens übrig bleiben als bewusster Verzicht. Was Zahnpflege angeht, so könnte es heute statt Bürste eine indische Wurzel, ein Weichholz-Zahnstocher oder Zahnseide sein, garnicht zu reden von einer kleinen Getreidemühle und einem Vorratsbehälter mit Vollkorngetreide. Aber solche verantwortungsbewusste Gesundheitsvorsorge, die einen Verzicht auf süsse Zahnkiller beinhaltet, ist den verwöhnten Kindern nicht zuzumuten. So wenig wie verantwortungsvolle Vorbereitungen einer Ozeanreise, wozu Trainings- und Testfahrten, Astronavigation und ein prophylaktischer Zahnarztbesuch und vieles mehr gehören würde. Und schon vor dem (ziemlich unvorbereiteten) Aufbruch die geplante Fahrt an die grosse Glocke zu hängen, galt früher als unsolide. Ach wie vorgestrig! Die jungen Leute von heute haben bereits – dank profundem Internet-Training – fröhlich und uns umständliche Alten verlachend, das kindliche Gemüt der Polynesier erlangt. Dort haben schon Teenager keine Zähne mehr und der „Zahnarzt“ in Moorea besitzt keinen Bohrer, nur eine Zange. Wenn jemand ein Zahn gezogen gehört, dann sind es wir Alten mit unserem Getüdel von Warnungen und Mahnungen, von Verantwortung und soliden Vorbereitungen. Nein, nein, Vorbereitung heisst heute: Ankündigung im Internet! Und Sponsorsuche ... Zuletzt noch eine Bemerkung zum oben angesprochenen Segellehrer der Nation. Leider kenne ich seine Bücher nicht, nur das sehr gute über Astronavigation und was ich hier und da aufschnappte und mir zusammenreimte. Also mag das Folgende vielleicht eher Seemannsgarn sein.

Als wir in den 80er Jahren nach Moorea kamen, da war er gerade abgefahren, um in Deutschland eine Richterstelle zu übernehmen. Dabei liefen in einer deutschen Yachtzeitschrift noch die Anzeigen für eine geplante Segel- und Surfschule am Ufer der Cooksbay, dem schönsten Ort der Welt. Dort hatte er ein Grundstück gekauft mit einer kleinen Garagen-ähnlichen Hütte darauf. Aber die dortigen Beamten und vielleicht auch die Einheimischen hatten ihm solche Knüppel zwischen die Beine geworfen, dass er entnervt aufgab und schnellstmöglich nach Deutschland zurückkehrte, um eine Richterstelle zu übernehmen.

Nach seiner Pensionierung erlebte er Ähnliches. Mit einem grossem Katamaran voller neuester Technik war er aufgebrochen, für immer. Entsprechend der herrliche Titel seines neuesten Buches: Segeln lebenslänglich. Es war bei einer idyllischen Insel in S-O-Asien, wo er dann dauerhaft vor Anker ging. Nur um – ähnlich wie damals in Moorea – völlig überraschend zu verschwinden. Das Boot verkauft und eingetauscht

gegen eine Wohnung in München. Da war er wieder.

Die Gründe kenne ich nicht. So darf ich spekulieren. Die Beamten mögen wie damals in Moorea ein Problem gewesen sein oder die Versorgung, besonders die medizinische. Vielleicht war es auch der kulturelle und zivilisatorische Kontrast zu den Einheimischen. Wie es der Meeresschriftsteller Hamilton-Paterson so treffend beschrieben hat: Diese gewaltige Distanz zwischen den Kulturen ist auf Dauer unerträglich, für beide Seiten. Man hält es einfach nicht aus, in offensichtlichem Luxus neben armen „Eingeborenen“ zu leben. Das Gewissen erlaubt es nicht. Plötzlich wird die frühere Freude an dem ganzen Traumschiff und der tollen elektronischen Ausrüstung schal und fragwürdig. Wie der erwähnte Meeresschriftsteller müsste man auf die Stufe der Einheimischen so weit wie irgend möglich heruntersteigen. So wie ich einst nur barfuss und arm durch Indien reisen konnte. Anders ist es nicht zu ertragen. Jedenfalls nicht auf Dauer und schon garnicht lebenslänglich. Wenn man in der digitalen Welt bleiben und dauerhaft leben will, kann man nicht guten Gewissens neben den Habenichtsen glücklich werden. Man muss in die industrialisierte Welt heimkehren, zu den digitalen Natives.

Und dort könnte man vielleicht staunend feststellen, dass dabei heute einige verrückte Aussteiger sind, die in freiwilliger Computer-Armut leben wollen. Unglaublich sowas! Na gut, ohne gewöhnliche und altmodische Zahnbürste mag es ja vielleicht noch angehen – aber nur wenn man eine elektrische Zahnbürste hat – mit Bluetooth. 🦷



THANK YOU  
DAVID  
TOMAS  
AND GOODBYE

Unterwegs zum Horizont des Lebens,  
Als ein weisser Delfin  
Vor der Goldenwind  
Einen hohen Kreisbogen springt.  
Bondhund Karo versteht sein Pfeifen!  
Im vorigen Leben ein geschickter Zerstörer  
Verbreitet er nun Freigier!  
Das Dharma im Reich der Tiere.  
**NAMU DAI BOSA!**

NAMU DAI BOSA!

Amotiv. hahn. Gailgültig.  
 Woher ich bin,  
 Woher ich komme  
 und wohin.  
 Kein Haß und Guf  
 noch Geld  
 Gehört da Vagabund  
 die Welt.

Rajina Marie

0 Jahren die Golden Wind für uns aufleben lassen.  
Zu seinem Ehrentag als einziges Boot bei der Parade.  
Ein Dankes- und Abschiedsbesuch kurz vor seinem Tod.  
No more changes! So hatten die 2 jungen Bootsbauer  
bei seinem Erscheinen in der Werft immer gemeint.  
NO MORE CHANGES. DAVID!

Ted.  
schweren.  
So schon die Landstraße  
die Orte und Burgen  
am Rhein, so beängstigend  
der gewaltige Verkehr auf  
diesem Schiffsloot-Highway  
und fast unvorstellbar  
der ewige Schwall.

von Breisch nach Breisch  
**Die SüdWestRunde**

9 April – 3 October 2014

(Algebra, Linear Algebra, & Calculus)  
 100% Pass Rate 2000-2001  
 100% Pass Rate 2001-2002  
 100% Pass Rate 2002-2003

erfachte Gress kann in der  
Camargue die Zikaden  
wieder zirpen hören!

Hunderte von Eisvögeln  
auf den ruhigen und kaum  
befahrenen Flüssen  
Rhone,  
Saône  
und  
Doubs.

Während Jo unterwegs wurde, so daheim als überfahren und Bruch ein Diebstahl drohen nicht. Die wirklichen Gefahren lagen im Blick im Hintergrund. Der gute Freund, der mich überholte den ersten fassen London-Posten, der die Reise unterbrach.

brechung, sodass die Hauptachse  
die Faser leicht  
überhaupt ent-  
wägig wurde.



## Gedanken nach einer West-Europa-Umrundung

Wenn man so will, liegt Breisach an 4 Meeren.

Fährt ein Boot vom Breisacher Hafen nach Norden, dann erreicht es über den schönen aber vielbefahrenen Rhein die Nord- und weiter die Ost-See und das Nordmeer. Biegt man vorher nach rechts auf den Main ab, dann erreicht das aus Breisach kommende Boot bei der Donaumündung das Schwarze Meer und von dort durch den Bosphorus das östliche Mittelmeer.

Fährt das Boot vom Breisacher Hafen aus nach Süden, dann erreicht es über idyllische und fast verkehrslose Flüsse und Kanäle das westliche Mittelmeer. Biegt es vor der Rhône-mündung nach rechts ab in den wunderschönen Canal du Midi, dann erreicht das Boot aus Breisach die Biskaya und den Atlantik.

Alle diese Fahrten hat die Golden Wind - teils mehrfach - gemacht.

Weil ja alle Meere der Welt zusammenhängen und quasi ein einziges, grosses Weltmeer bilden, kann man diese Fahrten auch beliebig kombinieren, so wie dieses Jahr (2014), wo die Golden Wind mit ihrem Skipper und dem Schipperke (Hund) im April Breisach in Richtung Norden verliess, um Anfang Oktober Breisach wieder - nun aus dem Süden kommend - zu erreichen. Eine Reise von über 2000 Seemeilen und fast 2000 Fluss-Kilometer und über 100 Schleusen.

Wahrscheinlich hat noch nie ein Mensch so eine Fahrt von Breisach nach Breisach gemacht. So viel ich weiss, hat bisher nur ein Norddeutscher Segler eine ähnliche Rund-Reise um West-Europa unternommen. Allerdings ohne England und in einem vergleichsweise riesigen Boot mit ständig wechselnder Crew. Alleine das ein enormer, auch finanzieller Aufwand, noch vergrössert dadurch, dass der Mast für die Binnenfahrt per Spedition transportiert werden musste. Denn es ist praktisch unmöglich, ein grosses Segelboot mit modernem Rigg, was einen hohen und um viele Meter längeren Mast als das Boot lang ist, bedingt, durch die kleinen Schleusen zu bugsieren. Der viele Meter vorne und achtern überstehende Mast macht das Boot-Abhalten in Schleusen und Häfen zum reinen Horror. Der Mast der Golden Wind dagegen ist nicht länger als das Boot und kann (ohne teuren Kran) spielend von einer Person (mit angeschlagenem Segel) gelegt und gestellt werden. Er ist federleicht, da aus Kohlefaser und benötigt daher auch keine Stagen und Wanten. Er dreht in einem Bolzen und der Fuss rastet in einen Schlitz im Vorschiff ein. Keine einzige Schraube muss dazu gedreht werden.

Auf einer früheren Reise der Golden Wind um Frankreich (mit über 550 Schleusen binnen und noch mehr Seemeilen buten) wurde der Mast 7 mal gestellt und gelegt. Undenkbar bei einem grossen Segelboot mit modernem Rigg.

Auch hier gilt: Small is beautiful. Oder wie die englischen Segler sagen: Je kleiner ein

Boot, um so grösser die Freude. Und umgekehrt gilt genau so. Ein grosses Schiff ist, je grösser umso mehr, eine Last. Die Arbeit betreffend und vor allem finanziell. Der besagte Segler aus Norddeutschland, der eine ähnliche Reise um Westeuropa wie die Golden Wind gemacht hat, musste gewiss das 10 - 20 fache an Geld dafür investieren und auch zeitlich brauchte er entsprechend länger.

Der Höhe des Mastes über Wasser entspricht unter Wasser der Tiefgang des Bootes. Wieder gilt: small is beautiful. Nicht nur auf Flüssen und Kanälen, auch in allen Häfen der Welt und in Ankerbuchten ist ein geringer Tiefgang von enormem Vorteil. Ein grosser Tiefgang mit Ballast ganz unten hat den Vorteil, dass wegen des grossen Hebels weniger Ballast benötigt wird. Dadurch wird ein Segelschiff schneller. Eigentlich sollte das nur Regattasegler interessieren, aber wie bei der primitiven Autowerbung wird Schnelligkeit (euphemistisch Sportlichkeit) auch im Segelsport als Verkaufsargument benutzt, sodass heute Fahrtenskipper oft in Yachten unterwegs sind, die dafür ähnlich ungeeignet sind wie ein Porsche als Transporter für einen Wohnungsumzug. Die 50 cm „Tief“-gang der Golden Wind nehmen den Stress und die Sorgen und schenken Gelassenheit und Ruhe. Bilgerunner (Bleiballast-Wülste) erlauben Trockenfallen und Drehschwert und Dreh-Ruderblatt mit unter Last öffnendem Niederholer erlauben den Zugang zu Orten, wo grosse, tiefgehende Yachten nie hinkämen.

Columbus' erste Insel in Amerika war Samana Cay. Damals lebten dort 20000 Indianer. Heute ist diese Insel unbewohnt. Die riesige korallengesäumte Bucht, in die laut Columbus sämtliche Flotten der Christenheit passen würden, wird von keinem Schiff besucht. Sicherlich war auch Columbus höchstens per kleinem Beiboot darin. In allen einschlägigen Führern wird eindringlich davor gewarnt, den schwierigen, engen und mäandrierenden Pass durch die Korallen befahren zu wollen. Jedes Jahr geht dort eine Yacht, die es dennoch wagt, verloren. Für unsere Golden Wind überhaupt kein Problem. Bei Hochwasser führen wir unbesorgt über die Korallen.

(Dass sich die Insel Watlins Island aus PR-Gründen in San Salvador umbenannt hat, ist historisch falsch aber für den Tourismus dort von Vorteil, zumal es einen gut zugänglichen Hafen und Ankermöglichkeiten für Kreuzfahrtschiffe gibt, ein Columbus-Museum und seinen angeblichen Landeplatz etc.)

The smaller the boat, the greater the fun. Was besagter Norddeutscher mit gewaltigem Aufwand geleistet hat, sodass er - wie er schreibt - durch die vielen Fragen der Interessenten und Bewunderer gezwungen war, ein Buch über dieses Abenteuer zu schreiben, war für die Golden Wind im Vergleich dazu ein Spaziergang wie all die Reisen davor von Breisach aus. Dabei ist es erstaunlich, dass wieder und wieder (theoretische) Segelenthusiasten aus Freiburg, Breisach und Umgebung sich von solchen Büchern und der Yacht-Presse, die ebenfalls die falsche Parole: je grösser und je schneller umso besser, ausgibt, verführen lassen, Jahre und Jahrzehnte an völlig ungeeigneten Riesenschiffen zu bauen.

Ich habe miterlebt, wie Ehen darüber zerbrochen sind, wie die Erbauer zuletzt starben, ohne das viel zu grosse Schiff vollendet zu haben. Und wenn welche endlich doch abfuhr, oft mit Blasmusik verabschiedet, in der Freiburger Lokalpresse schon als „Weltumsegler“, bisweilen über mehrere Seiten gefeiert, dann erreichten manche nichteinmal das Meer oder kehrten kleinlaut nach wenigen Wochen wieder nach Hause zurück. Dabei ist es eigentlich keine Schande, aufzugeben, wenn man bemerkt, es geht nicht. Es ist aber unseriös, vor Abfahrt gross hinauszuposaunen, was man vorhat. Und unseriöser Journalismus ist es, darüber zu berichten. Und wenn dennoch ein Journalist sich einspannen lässt, über ungelegte Eier zu gackern, dann wäre er geradezu verpflichtet, auch über das Scheitern zu berichten. Aber das geschieht nie und so kommt es, dass sich immer wieder das gleiche Drama abspielt.

Ein kleines, bescheidenes Boot wie die Golden Wind macht kein Aufhebens über eine Reise, die vielleicht noch nie jemand wagte. Wie nach einem Nachmittagsausflug kurvt sie unbemerkt in den Breisacher Hafen, wo einzig die tolerante Ehefrau wartet. Früher, als sie noch gesünder war, fuhr sie immer mit. Die hiesigen Bootsfreunde haben

kein Interesse und keinen Platz für ein Mitglied, das in der Welt rumgondelt. In England boten uns 2 Vereine wegen unserer Reisen die Ehrenmitgliedschaft an. Das war rührend. Noch schöner die grosse Freundschaft und Kameradschaft der Ozeansegler in Falmouth, La Coruna und Gibraltar. Tief anrührend die Riesenherden von über 100 Delphinen, die uns zur grossen Freude und Aufregung des Bordhundes besuchten. Ein Wal, dessen Atem zu hören und zu riechen war, bevor man ihn sehen konnte. Die herrlichen Sonnenauf- und -untergänge, der durch Kunstlicht ungetrübte Sternenhimmel, das Meeresleuchten bei Neumond ...

Dieser Geist der Weite weht durch die oben aufgeführten Verbindungen - allerdings nur in kleinen Dosen - auch bis nach Breisach. Wer diesen Geist des Ozeans einmal wirklich gespürt hat, dem erscheint Wasserski-Laufen und Wetbike-Fahren hässlich und wie ein Sakrileg. Könnte man doch etwas mehr von der grossen Ruhe, der Herrlichkeit, ja, der Heiligkeit des Weltmeeres bis in den Breisacher Hafen bringen. Breisach liegt doch tatsächlich zwischen 4 Meeren. Wer offene Sinne und ein kleines, hochseetüchtiges Boot hat, kann es erleben. 🍷



## Isch bien oin Zigiener!

Der Kieler Vagabund und Weltenbummler per Segelboot Georg Dibbern bezeichnete sich mit Vorliebe als Rover (Wanderer oder Herumtreiber) im pointierten Gegensatz zum Yachtie oder Ozeansegler, der ein Ziel hat, einen Zeitplan und im Hintergrund vor allem ein Zuhause an Land und ein gefülltes Bankkonto ...

Das Wort Zigeuner wird volks-ethymologisch als Bezeichnung für Jemand gedeutet, der herumzieht und Gaunereien begeht oder den Sesshaften die Geldbörse aus der Tasche zieht. Tatsächlich bezeichnet Zigeuner (griechisch/byzantinisch) das Gleiche wie welsch, nämlich fremd bzw. Welsch Fremdling, bei uns für Franzosen, in England für die fremdsprachigen Menschen, die im Westen der Insel leben. Und wie überall hat die Bezeichnung Fremder (wie z.B. Gaijin in Japan) einen negativen Unterton und die so Bezeichneten hören es ungern. Die Zigeuner wollen daher verständlicherweise nicht mehr Zigeuner genannt werden, so wenig wie die Neger Neger (auch wegen der Geschichte von Sklaverei, Unrecht und Mord). So sind diese eigentlich schönen Begriffe heute wieder frei und jeder, der mag, kann sich selbst so nennen.

Der Welshman, der Waliser, der Zigeuner und der Gaijin unterscheiden sich nur in Nuancen vom Rover oder Vagabund, sie sind in gewisser Weise noch freier, ungebundener und fremder. Aber eigentlich ist das alles das Gleiche in den Augen der Sesshaften, die sich überall auf der Welt als *die* Menschen bezeichneten. Oft gilt diese Unterscheidung schon fürs Nachbardorf oder die nächstgelegene Stadt.

In einem kleinen Dorf am Bürgerstuhl wohnte ein Fremder, der aus der nahen Stadt zugezogen war, 40 Jahre lang, aber er war und blieb Der Fremdling. Es ist den Dörflern nicht möglich, zu akzeptieren, dass ein Nachbar (nur marginale) Unterschiede zu den Alteingesessenen aufweist. „Der ghert hier net her! So einer wenn mer hier net!“

Vor 40 Jahren, als er herzog, dachte er, es sei vielleicht angebracht, sich bei den Nachbarn vorzustellen. Von wegen! Er konnte von Glück sagen, wenn ihm nur die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde und von innen gerufen: „I han kai Zit!“ Und nicht die Polizei gerufen wegen Hausfriedensbruchs. Über die Jahrzehnte schaute er zu, wie ein Haus im Nachbardorf ständig den Besitzer wechselte, lauter Fremde aus der nahen Gross-Stadt, die nach kurzer Zeit vor den Gemeinheiten der Bauern flüchteten. Er könnte einen Roman über seine Erlebnisse mit den Dörflern schreiben. Soll er doch! Eine Kommödie der Rückständigkeit, des Hinterwäldlertums und der Bos-

heit von Kleingeistern, die man nicht ernst nehmen kann, über die man lachen muss. Wäre da nicht doch auch ein todernster Hintergrund! In den USA, in England und in Israel wurde ich immer wieder gefragt, wie es denn heute so stünde in Germany, ob der alte Naziungeist noch lebe. Da musste ich gestehen, zwar ist er mausetot, aber der Humus, aus dem er kroch, ist unverändert da: Neid, Missgunst, Obrigkeitshörigkeit, Fremdenhass und Tratsch, kurz, das ganze schwüle Biotop jeder Dorf-Gemeinschaft als treues Relikt der einstigen Volks-Gemeinschaft. Da bleibt einem aufrechten Menschen doch gar keine andere Wahl als für immer Fremdling zu bleiben.

An vielen Orten versuchten die Zigeuner sesshaft zu werden. Aber im Garten musste doch ein Zelt stehen, damit sie wenigstens sterben könnten, in der Hauslosigkeit. Und ein Wohnwagen musste her, damit sie wenigstens einen Teil des Jahres unterwegs sein konnten, in der Freiheit des Nomadenlebens. Die Sesshaften ahnen ja garnicht, in welch ungeheurem Ausmass sich der Menscheng Geist weitet und schärft in der Hauslosigkeit.

Ein Boot ermöglicht dies noch besser, denn das weite, offene Meer ist doch das Urbild der Freiheit unter einem unverstellten Himmel, am Tag und mehr noch nachts.

Dass geistige Freiheit, Weisheit und Güte hinter Mauern und unter einem Dach nicht gedeihen können, wusste der Buddha, so wie viele andere Wanderasketen. Die Hauslosigkeit ist die *conditio sine qua non* eines Buddhajüngers. Und man soll nicht auf die geschönten Legenden reinfallen. Die kahlgeschorenen Bettelmönche Buddhas lösten einst bei den Sesshaften die gleichen Aggressionen aus wie die Hippies vor 50 Jahren. Aber der Buddha hat Recht wie die Zigeuner: Nur als Fremdling öffnet sich der Geist für etwas Höheres als Revier- und Rankämpfe.

Die Delphine, überhaupt die ganze Familie der Wale sind ein wunderschönes Sinnbild für die Rückkehr zur grossen Freiheit. Einst aus dem Meer an Land gestiegen, haben sie die Enge, den Schmutz und die Mühsal und Erdschwere des Landlebens wahrhaft ausgekostet und sind dessen überdrüssig wieder ins weite Meer zurückgekehrt, zur unvergleichlichen Leichtigkeit des Seins, wenn man im Weiten unterwegs ist.

Wenn dieser Meereszigeuner am Bug steht und die Delphine schwimmen vor seinem Boot her in vollendeter, müheloser und mitreissender Bewegung, dann fliegt sei Geist mit ihnen zum Horizont und weiter, immer weiter in die Endlosigkeit des Meeres und des Sternenhimmels zur Heimkehr in die Ewigkeit. 🐬





# WAS EINEN ZIGEUNER IN DIE FERNE TREIBT:

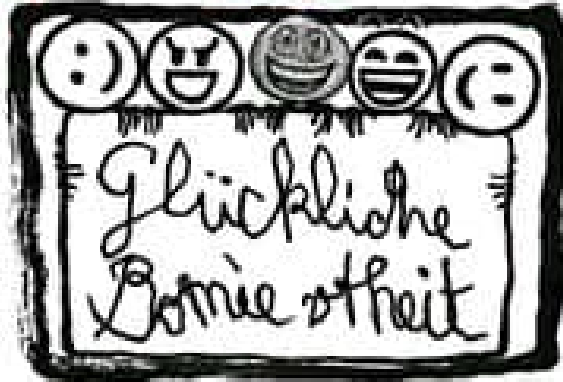
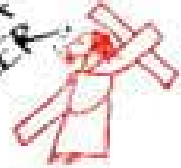


... und seine Integration unmöglich macht ...

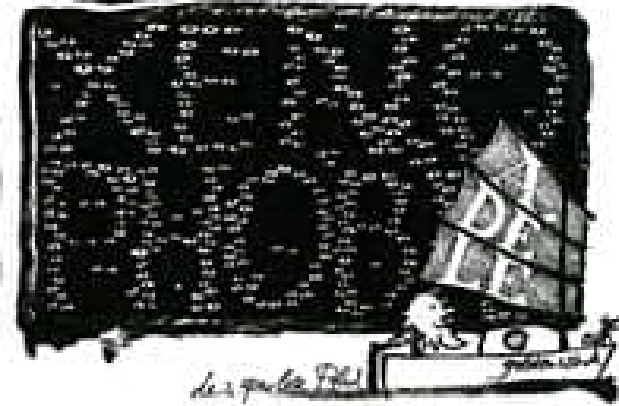


Ich bin  
ein  
Zigeuner

...DANN BIN ICH  
EIN NEGER...



REVIER  
RAUHE  
KAMPFE



das große Bild

